

# Sozialdemokratischer Pressedienst

Verleger und Geschäftsführer:  
Erich Mühsinghaus, Berlin.  
Verleger: Carl Schlegel 4100/4100



Redaktion für Verlag und Geschäftsstelle:  
Berlin SO 41, Zehn-Blumen-Platz 8  
Telefon: 62444

Die Zeitung wird in Göttingen  
Druck und Vertrieb durch die Druckerei der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands  
in der Göttinger Str. 10, 3100 Göttingen

Berlin, den 27. Febr. 1933.

Int. Institut  
88c. Geschichte  
Amsterdam

Ein "Novemberverbrecher".

zum achten Todestage von Friedrich Ebert.

SPD. Am Dienstag jährt sich zum achtenmal der Todestag von Friedrich Ebert. Was an ihm sterblich war, ruht in der südwestdeutschen Erde seiner geliebten Heimat. Sein Name, seine Persönlichkeit und sein Wirken leben und sind für alle Zeiten untrennbar verwoben mit der deutschen Arbeiterklasse, mit der deutschen Demokratie und der Geschichte des deutschen Volkes.

Eine Schlammlut von Lüge, Hass und erbärmlicher Niedertracht umspült heute das Grab und das Werk dieses grossen Toten und ersten Reichspräsidenten. In seiner Person war alles verknüpft, was jetzt seine Verleumder glauben ausrotten zu können: den "Marxismus"; die Freiheit und Gleichheit alles dessen was Menschenantlitz trägt; die deutsche Arbeiterbewegung! Als Friedrich Ebert vor acht Jahren zu Grabe getragen wurde, neigten sich vor ihm mit dem deutschen Volke die Völker der Erde. Vor acht Tagen erwähnte ihn ein gewisser Joseph Goebbels, Reichspropagandaleiter der Nationalsozialistischen Partei, und dieser Wicht nannte Friedrich Ebert "den ehemaligen Bordellwirt"! Mehr bedarf es nicht zur Charakteristik und zur Kennzeichnung der Methoden, mit denen nicht nur vierzehn Jahre deutscher Geschichte, sondern eine organische gesellschaftliche Entwicklung von Generationen ausgelöscht, die Zeit um hundert Jahre zurückgedreht und ein Volk von 65 Millionen Menschen in die Totenstarre der Vergangenheit zurückgeführt werden soll.

"Landesverräter", "Novemberverbrecher", "marxistische Verderber Deutschlands" kreischt es strassauf und strassab durch alle Städte und Dörfer. Jeder Kriegsdrückeberger und Kriegsgewinnler ruft es ins Grab Friedrich Eberts, der zwei seiner Söhne in die deutschen Massengräber des Weltkrieges sinken sah. "Satanstag des 9. November" sagen sie alle, die damals in erbärmlicher Angst in den Mauselöchern sassen, keine Hand rührten, um das "blühende Reich" vor den Verbrechern zu schützen, Helden, denen das Herz wieder aus den Hosentaschen herauskam, als sie den Brief des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg an den Volksbeauftragten Friedrich Ebert lasen, in dem es hiess: "Wenn ich mich in nachstehenden Zeilen an Sie wende, so tue ich dies, weil mir berichtet wird, dass auch Sie als treuer deutscher Mann Ihr Vaterland über alles lieben.. In diesem Sinne habe ich mich mit Ihnen verbündet zur Rettung unsres Volkes vor dem drohenden Zusammenbruch... Es war mir eine Herzenssache, Vorstehendes Ihnen auszusprechen!"

Wie sollte aber die vereinigte Reaktion bestehen, wenn sie heute dieser Wahrheit die Ehre gäbe? Wie könnte die Lügenpropaganda von den "Verderbern Deutschlands" existieren, wenn berichtet würde, dass schon im Winter 1917/18 in Deutschland die Menschen vor Hunger auf den Strassen und an den Werkbänken umgefallen sind; dass alle Kirchenglocken beschlagnahmt waren, dass es keine Tür gab mit einer Messingklinke, keine Eisenbahnlokomotive mit einem Kupfer-

rohr; dass die Anzüge aus Papierfasern hergestellt und Hunderttausende von Menschen an Unterernährung und Krankheit in der Heimat zugrunde gegangen sind? Das war das von Friedrich Ebert und den Volksbeauftragten übernommene und von den Verderbern Deutschlands im Stich gelassene "blühende Reich": ein einziger ungeheurer Trümmerhaufen. Zwölf Millionen aus Krieg und Kaserne zurückgekehrte Soldaten waren ohne Arbeit und ohne Brot; die feindlichen Armeen mit zwei Millionen frisch über den Ozean transportierten amerikanischen Soldaten wälzten sich über den Rhein, Deutschland war ein einziges Chaos. Ordnung und Ruhe, Arbeit und Brot zu schaffen, und Deutschland zu erhalten, das war die Aufgabe, die den Marxisten hinterlassen war und die sie mit Friedrich Ebert an der Spitze zur Bewunderung der gesamten Welt gelöst haben. Das war es, was am 28. Februar 1925 Freund und Feind gezwungen hat, das Haupt zu neigen vor der Bahre dieses ehemaligen Sattlergesellen, in dem sich das Genie des neuen deutschen, demokratischen und republikanischen Volksstaates verkörperte, die Kraft und die Grösse der einst so entrechteten und verachteten "marxistischen" Volksteile, der deutschen Arbeiterklasse und ihrer Organisationen.

Das Leben, die Entwicklung und der Aufstieg Friedrich Eberts, das war das Leben, die Entwicklung und der Aufstieg der arbeitenden Klassen, deren einziges Adelsprivileg ihre Arbeit und ihre Intelligenz gewesen ist, ihr Können, ihr Solidaritätsbewusstsein und ihr Opfermut für die Allgemeinheit. Ihr Studium war das Leben und der Klassenkampf von oben; ihre Schule, die jahrzehntelange gewerkschaftliche und politische Erziehung in den Organisationen des "Marxismus". Deutschland wurde vor dem Chaos und der Vernichtung gerettet, weil das alte Herrschaftsgerümpel hinweggeräumt und in einem Volksstaat die Bahn frei wurde, bis zur höchsten Spitze, für alle lebendigen und wertschaffenden Kräfte des Volkes und der Arbeiterklasse. Die Mittel hierzu? Das waren das allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen, das allgemeine Koalitionsrecht für Arbeiter, Angestellte und Beamten, die gesellschaftliche Freiheit und Gleichheit für alle Deutschen ohne Unterschied der Person und des Standes. Das waren zugleich die "Novemberverbrechen" der Sozialdemokratie und ihres Führers Friedrich Ebert. Solange ein Hauch in uns lebt, werden wir uns ebenso gern und freudig zu diesen Verbrechen bekennen, wie zu dem Andenken und dem Geist des ersten deutschen Reichspräsidenten.

Mögen die anderen heute Nacht verbreiten und Verleumdung; der Menschenwürde und dem Menschenrecht die Faust und die rohe Gewalt entgegenstellen. Zeit und Geschichte lassen sich nicht belügen und nicht betrügen, und je schwärzer die Nacht, desto heller der neue kommende Tag, in dessen Strahlen auch der Name Friedrich Ebert gleich einem unvergänglichen Symbol leuchten wird

-----

SPD. In einem Brief des nationalliberalen Heidelberger Professors Eberhard Gothein aus der Kriegszeit, der in seiner Biographie veröffentlicht ist, berichtet er über eine interessante Unterhaltung mit dem alten Thyssen, von der er sagt, dass bei der Unterhaltung alle Zweige der Volkswirtschaft berührt wurden, "freiwillich stets unter dem Gesichtspunkte: Wie bringe ich meine Milliarden zu weiterer höchster Steigerung?" Gothein fährt dann fort: "Sein Sohn (das ist Fritz Thyssen, der heutige Nazi-Industrielle) aber wusste nichts als zu schimpfen auf Wissenschaft, Theorie u.s.w., denen er die Schuld an Reichstag, Regierung, falscher Volksmeinung gab. Alles, was den Machtwillen des unbeschränkten Verdienstes einschränken kann, ist ihm gleich verhasst. Er verstieg sich zu der Aeusserung: "Wenn Deutschland auf Welteroberungen im Sinne Englands verzichtet, dann wäre es besser, wir würden eine englische Provinz; denn dann könnten wir (d.h. ich) unsere wirtschaftliche Kraft im weitesten Raume entwickeln." Sage mir, mit wem Du umgehst.....

-----

SPD. Saarbrücken, 27. Februar (Eig. Dr.)

Im Saarparlament wurde am Montag das Verbot der sozialdemokratischen "Saarbrücker Volksstimme" scharf gezeißelt. Es fand sich nicht eine einzige Stimme für Herrn Frick. Seine Parteifreunde, die beiden Abgeordneten der Nationalsozialistischen Partei, hatten der Tapferkeit besseren Teil erwählt: sie drückten sich.

-----

SPD. Das in Heilbronn a.N. erscheinende Nazi-Organ durfte dieser Tage folgenden verbrecherischen Erguss veröffentlichen, ohne dass die für Ruhe und Ordnung verantwortlichen Instanzen bisher dagegen vorgegangen wären:

"An Viele! Tagtäglich laufen Briefe bei der Kreisleitung der NSDAP ein, in denen ungeduldige Schreiber ihrer Enttäuschung darüber Ausdruck geben, dass den Heilbronner unbelehrbaren Widersachern und verbissenen Feinden des Führers und Reichskanzlers Hitler und seiner Bewegung immer noch erlaubt wird, ungestraft ihr Gift zu verspritzen, als ob nicht seit dem 30. Januar dieses Jahres eine neue Zeit angebrochen, sondern Alles beim Alten wäre. Besonders Ungeduldige verlangen, dass ungesäumt mit dem "Neckar Echo" so verfahren würde wie es die Studenten mit der Berliner Kunstakademie gemacht haben: Anmarsch, Besetzung, Entfernung aller unliebsamen Personen, Vernagelung ihrer Arbeitsräume usw. Andere Briefschreiber lassen durchblicken, dass sie das "Neckar-Echo" nicht für das einzige abbaureife Unternehmen halten, und einige temperamentvolle Briefschreiber bezeichnen uns den Oberbürgermeister Beutinger als einen Mann, für dessen beschleunigtes Verschwinden wir zu sorgen hätten.

Die Fülle solcher Zuschriften lässt es nicht zu, an eine Einzelbeantwortung zu denken. Die Kreisleitung bittet deshalb die betreffenden Korrespondenten, ihre begreiflichen Aufräumungswünsche noch eine kurze Zeit lang zu zügeln. Ausserdem scheint es für die Gründlichkeit der bevorstehenden Abrechnung recht wertvoll, dass gewisse Leute unter dem Alldrucke ihres Ahnungsvermögens von den kommenden Dingen ihre Selbstbeherrschung bis zu einem Grade verloren haben, dass sie voll Verzweiflung ganz aus sich herausgehen und ihre ureigenste Wesenhaftigkeit sozusagen im Geburtstagskleidchen zur Schau stellen. Bei dieser aus Verzweiflung geborenen Unbedachtsamkeit enthüllt sich noch mancher bisher vorsichtig Maskierte als gemeinschädlicher Petroleur und die bereits von uns Angekreideten erhöhen ihr Strafregister.

Gemach also, ihr Ungeduldigen, die von euch ersehnte Reinigung kommt in allernächster Zeit. Die wenigen Nächte bis zum 5. März mögt ihr ruhig schlafen. Es gibt genug Leute, die der Schlaf bis dahin noch fliehen wird, alldieweil ihnen das sanfte Ruhekissen fehlt, das bekanntlich nur von einem guten Gewissen gestopft werden kann. Auf den Tag!"

Es fand sich bisher kein behördliches Organ, das gegen diese Ausgeburt einer krankhaften oder verbrecherischen Phantasie eingeschritten wäre.

-----

SPD. Neurode, 27. Februar (Eig. Dr.)

Im Anschluss an einen Aufmarsch auswärtiger SA und SS kam es in Kunzendorf bei Neurode zu schweren Ausschreitungen. Ohne dass auch nur der leiseste Anlass vorlag, schwärmte die den Schluss des Zuges bildende SS gegen harmlose Zuschauer aus und schlug mit Hundepeitschen und Stahlruten auf die Passanten ein. Eine 69jährige gebrechliche Frau wurde im Hofe ihres Grundstückes so

schwer misshandelt, dass sie das linke Auge einbüsste. Ein 50 Meter von der Strasse auf seinem Grundstück stehender Mann wurde mit einer Schusswaffe bedroht; gleichzeitig schlug man auf ihn ein. Die Vorfälle spielten sich unter den Augen der Polizei ab.

-----

SPD. Der Aufsichtsrat der Berliner Verkehrsgesellschaft beschloss am Montag den bisherigen Direktor der Gesellschaft, Fritz Brolat, fristlos zu entlassen. Diese Entlassung wird mit der Verurteilung Brolats begründet.

-----

SPD. Dresden, 27. Februar (Eig. Dr.)

Der 28jährige Reichsbannermann und Buchdrucker Berthold Haupt, der am Sonntag durch die Kugel eines Polizeibeamten schwer verwundet wurde, ist seinen Verletzungen erlegen. Im Polizeibericht war angegeben, dass der Getötete den Beamten, der geschossen hat, angegriffen habe. Von Augenzeugen wird mitgeteilt, dass er im Gegenteil versucht habe, die Menge zurückzudrängen.

-----

Verboten!

-----

Bundeszeitung des Reichsbanners, "Das Reichsbanner", drei Monate.  
Die "Metall-Arbeiter-Zeitung", Organ des Deutschen Metall-Arbeiter-Verbandes bis zum 15. März.  
Ber "Aufwärts", Berliner Gewerkschaftsblatt, bis zum 31. März.  
Volksblatt-Gleiwitz (SPD) bis zum 1. März.  
Volksblatt-Spandau (SPD) bis zum 2. März.  
Barnimer Tageblatt (SPD) bis zum 2. März.  
Königsberger Volkszeitung (SPD) bis zum 5. März.  
"Freie Presse" Elbing (SPD) bis zum 5. März.  
Kreiszeitung Heidelberg-Gutstadt (Ztr) bis zum 1. März.

-----

SPD. Es ist in letzter Zeit wiederholt vorgekommen, dass sozialdemokratische Zeitungen wegen des Abdrucks von Nazi-Flugblättern verboten wurden. Von zuständiger Seite wird dazu mitgeteilt:

"Wenn Äusserungen der Nationalsozialisten aus früherer Zeit geeignet sind, Mitglieder der jetzigen Regierung verächtlich zu machen, so können Zeitungen, die sie jetzt abdrucken, verboten werden! Die Redaktionen müssen das von Fall zu Fall selbst prüfen!"

Es ist also verboten, nachzudrucken, was die Nazi-partei vor dem 1. Februar über Hugenberg oder Papen gesagt oder geschrieben hat.

-----

SPD. Das Berliner Zentrumsblatt, die "Germania" meldet in ihrer Montagsausgabe :

"Am Sonntagnachmittag haben die Nationalsozialisten in der Pfalz wieder einen brutalen Ueberfall auf Angehörige des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei ausgeführt. Etwa 200 uniformierte SA-Leute überfielen in Eppstein bei Frankenthal (Rheinpfalz) zwölf uniformierte Mitglieder der Pfalzwacht. Diese

kleine, an Zahl weit unterlegene Schar, die dem feigen Ueberfall ausgesetzt war, wurde schwer misshandelt. Neun Pfalzwachtleute wurden verletzt, darunter mehrere sehr schwer.

"Herr Hitler hat seine braunen Soldaten zwar zur Disziplin gerufen, aber es scheint, dass der Ruf nicht überall hingedrungen ist, oder nicht überall beachtet wird."

-----

SPD. Braunschweig, 27. Febr. (Eig. Dr.)

In Braunschweig soll jetzt ebenfalls nach preussischem Muster eine Hilfspolizei aus den Reihen der SA, SS und des Stahlhelm tätig werden. Die Auswahl der tauglichen Leute aus den genannten Formationen hat bereits begonnen. Allein in der Stadt Braunschweig beabsichtigt man rund 200 Hilfspolizisten einzustellen. Wie es heisst, werden sie ihren Dienst bereits am nächsten Sonntag aufnehmen.

-----

SPD. Wenn ich das Wort Kultur höre, entsichere ich meinen Revolver", heisst es in einem Sendespiel des Nazidichters Hanns Johst, das vor einigen Tagen vom Rundfunk übertragen wurde. Wie zwei SA-Leute das Wort in die Praxis übertragen haben, zeigt der Mordüberfall auf den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten und Kulturpolitiker Löwenstein in Berlin. Der Ueberfallene gibt darüber folgende Darstellung:

"Nachts gegen 3.15 Uhr wurden wir durch andauerndes Läuten an der Tür geweckt. Wir öffneten nicht, denn wir hörten, wie sofort heftige Schläge gegen die Tür erfolgten. Wir riefen das Ueberfallkommando an und verbarrikadierten die Tür unseres Schlafzimmers. Trotz aller Rufe um Hilfe rührte sich niemand im Hause und auf der Strasse! Passanten, die die Hilferufe hörten, riefen lachend: das ist ein hysterisches Weib, das seit einer halben Stunde um Hilfe schreit. Wahrscheinlich arbeiteten diese Leute im Einverständnis mit den Angreifern in der Absicht, jede Störung des Angriffs zu verhindern. Die beiden Eindringlinge, die offenbar die Lage des Schlafzimmers gekannt haben, versuchten nun, ins Schlafzimmer einzudringen. Sie schossen mehrfach durch die Tür, so dass im Schlafzimmer acht Kugeleinschläge sind. Mit wilden Gebrüll "Ihr Strolche kommt noch alle dran", schlugen sie immer wieder gegen die Schlafzimmertür. Einer der Eindringlinge ging ins Arbeitszimmer, zerschlug dort Bücherschränke und Bücherregale, Stühle und Bleuchungskörper. Schliesslich kam das Ueberfallkommando an. Der eine der Eindringlinge lief die vier Treppen herunter, nachdem er seine Pistole unter den Treppenläufer im vierten Stock gesteckt hatte. Er zeigte dem Ueberfallkommando, wie sie durch die eingeschlagene Türfüllung gekrochen seien, kroch wieder hindurch und schloss die Tür von innen auf. Er stellte sich, als ob er den anderen habe zurückhalten wollen und sagte: "Ich kann den Kerl nicht zurückhalten, der will den Löwenstein totmachen". Diesen Eindringling liess das Ueberfallkommando laufen! Der andere wurde noch in der Wohnung festgenommen. Beide trugen SA-Uniform!"

+ + + + +

Das Berliner Polizeipräsidium hat den Namen des festgenommenen Täters bisher verschwiegen.

-----

SPD. Dresden, 27. Februar (Eig. Dr.)

Der sächsische Ministerpräsident Schieck hatte am Montag eine Unterredung mit Vizekanzler von Papen. Der Vizekanzler erklärte, dass die Einsetzung eines Reichskommissars in Sachsen auch für die Zukunft nicht in Frage komme.

-----

SPD. Breslau, 27. Februar (Eig. Draht.)

Am Montag wurden im oberschlesischen Industriegebiet wieder Haussuchungen bei Funktionären und in Heimen der Arbeiterbewegung vorgenommen.

Kriminalbeamte durchsuchten das oberschlesische Gaubüro des Reichsbanners in Hindenburg, die Privatwohnung des Reichsbannergauführers Hille in Hindenburg, das Reichsbannerjugendheim in Gleiwitz sowie die Grenzlandhochschule der freien Gewerkschaften, das Karl Legien-Heim in Gleiwitz, nach Waffen. Die Nachforschungen verliefen ergebnislos. Im Reichsbannerbüro entdeckte die Polizei lediglich 27 alte Patronen aus der Zeit der oberschlesischen Abstimmungskämpfe. Im Karl Legien-Heim wurden Hefte der Arbeiterjugend-Zeitschrift und im Gleiwitzer Reichsbannerjugendheim zwei grosse Pakete mit Wahlflugblättern beschlagnahmt.

-----

SPD. Amtlich wird mitgeteilt:

In der Montags-Sitzung des Reichskabinetts wurde der Entwurf einer Verordnung gegen Verrat am deutschen Volke und hochverräterische Umtriebe verabschiedet. In diesem Entwurf ist eine wesentliche Verschärfung der bisherigen Strafbestimmungen für Landesverrat sowie eine Erleichterung der Verfolgung und des Strafverfahrens vorgesehen. Die Strafbestimmungen beziehen sich auch auf Nachrichten, die im Ausland verbreitet werden.

Ferner verabschiedete das Reichskabinett eine Verordnung über die Bezüge der Vorstandsmitglieder und leitenden Beamten in den vom Reiche subventionierten Betrieben, durch die die Möglichkeit für eine Herabsetzung unverantwortlich hoher und unzeitgemässer Gehälter und Vergütungen geschaffen wird. Hierbei ist der Begriff der finanziellen Beihilfe des Reiches sehr weit gefasst worden.

Weiterhin beschloss das Reichskabinett die Aufhebung des Beschlusses vom 15. August 1932, wonach den Beamten ausserdienstlich das Tragen von Dienstkleidung bei politischen Veranstaltungen verboten war.

Schliesslich wurde eine Änderung des Milchgesetzes beschlossen, die sich auf die Neuregelung der Handelsspannen für Trinkmilch mit Ausnahme von Markenmilch und Vorzugsmilch bezieht.

-----

SPD. Die Berliner Sozialdemokratie hatte für Montag-Abend zu einer Karl Marx-Feier im Sportpalast aufgerufen. Die Veranstaltung wurde bereits eine halbe Stunde nach Beginn für aufgelöst erklärt, als der Redner, Chefredakteur Friedrich Stampfer, erklärte: Um Marxist zu sein muss man sehr viel wissen, um Anti-Marxist zu sein, braucht man nicht sehr viel zu wissen.

-----

SPD. Paris, 27. Februar (Eig. Drahtb.)

Der Senat hat am Montag bei der Beratung der Finanzvorlage der von der Kammer geforderten Kürzung der Militärkredite um eine halbe Milliarde Francs seine Zustimmung erteilt. Der Ministerpräsident hatte die Vertrauensfrage gestellt. Der Senat beschloss ferner entgegen den Wünschen der Kammer die Kürzung der Gehälter von 9000 Francs aufwärts.

Die Kammer trat abends um 9 Uhr wieder zusammen.

-----

SPD. In der Lebensbeschreibung des nationalliberalen Heidelberger Professors Eberhard Gothein wird ein Brief wiedergegeben, in dem er über die Unterhaltung mit ein paar Abgesandten der ukrainischen Industrie im Hause des Grossindustriellen Thyssen berichtet. In diesem Brief heisst es u.a.:

"Am interessantesten blieben die Schilderungen aus der Ukraine selbst. "Wer regiert?" "Das Komitee, dessen Mitglieder wir sind, das sich aus Vertretern des Grossgrundbesitzes und der Industrie insgeheim gebildet hat. Wir gehen zum Hetman, und er tut was wir wollen. Passt uns ein Minister nicht, so muss er gehen." Thyssen fand das natürlich ideal. Zwischendurch wurden Riesengeschäfte abgeschlossen....."

Und der "Hetman" absolut, wenn er unsern Willen tut!

-----

SPD. Breslau, 27. Febr. (Eig. Drahtb.)

In dem niederschlesischen Städtchen Lüben überfielen zwei SA-Leute zwei Arbeiter, misshandelten sie und schossen das eine Opfer nieder. Mit einem schweren Oberschenkelschuss brach der Arbeiter zusammen. Die Täter sind un-erkannt entkommen.

In Gross-Strehlitz überfielen SA-Leute vor dem Tor des katholischen Arbeitsdienstlagers einen Arbeitsdienstwilligen. Die Nationalsozialisten versetzten ihm einen Messerstich in den Hinterkopf und schlugen, als ihr Opfer am Boden lag, auf den Wehrlosen ein. Der Arbeiter musste ins Krankenhaus geschafft werden.

-----

Schluss des politischen Teils. - Auf Wiederhören

Dienstag-Vormittag 7 Uhr auf Welle 2850.

# aus aller Welt

## Die Kaiserin von Floreana.

Ritter auf Galapagos ist längst nicht mehr allein!

SPD. Paris, Ende Februar (Eig. Ber.)

Die Insel Floreana ist kein Sagenland, sondern ein Bestandteil des unter dem Äquator gelegenen Galapagos-Archipels, der zu der südamerikanischen Republik Ecuador gehört. Diese Inselgruppe ist seit undenklichen Zeiten der Zufluchtsort von Abenteurern gewesen; schon die spanischen Freibeuter hatten zur Zeit der Eroberung Südamerikas dort ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Erst vor einigen Jahren ist die Insel Floreana dadurch in aller Munde gekommen, dass ein Deutscher, Dr. Ritter aus Berlin, mit seiner Frau dort eine Art indisches Paradies gegründet hatte....

Aber Dr. Ritter und Frau sind längst nicht mehr allein. Nach Berichten amerikanischer und französischer Zeitungen ist Floreana zu einem Kaiserreich proklamiert worden, und die Herrscherin in diesem tropischen Reich ist eine österreichische Baronin Wagner-Bousquet, die durch Heirat mit einem französischen Fliegeroffizier Französin geworden ist. Die beiden wichtigsten Personen ihres Hofstaates sind Deutsche: ein waschechter Berliner namens Robert Philippson, und ein gemütlicher Sachse, namens Rudolf Lorentz. Die Baronin - Verzeihung, Kaiserin - Wagner Bousquet hatte ihren späteren Gatten nach dem Kriege in Konstantinopel kennen gelernt, wohin sie bei Ausbruch der Revolution geflohen war. Sie wurde von dem Offizier, der zur französischen Besatzungsarmee gehörte mit nach Paris genommen, wo sie sich mit ihm verheiratete. Das ruhige Bürgerleben in Frankreich scheint aber der Baronin nicht lange behagt zu haben. Sie ging auf Abenteuer aus, was ihr bei der häufigen Abwesenheit ihres Gatten leicht möglich war. So lernte sie den vorher erwähnten jungen Berliner kennen, der sich infolge des Zusammenbruches des Geschäftes seines Vaters mittellos in Paris herumtrieb. Sie fand an ihm Gefallen und richtete ihm, um ihm einen Lebensunterhalt zu verschaffen, einen Laden zum Verkauf von Puppen und anderen Luxusartikeln ein. An diesem Geschäft beteiligte sich bald ein Freund des Berliners, der blonde Sachse Rudolf Lorentz.

Aber die Baronin sann nach grösseren und höheren Taten. Schliesslich kam ihr eine grandiose Idee. Sie verkaufte im Juli vorigen Jahres das Geschäft und schiffte sich mit ihren beiden Kavaliern nach Ecuador ein. Das erste, was sie nach ihrer Ankunft in Südamerika tat, war, dass sie sich von einem Journalisten interviewen liess. Dieser tüchtige Mann veröffentlichte auf der ersten Seite der in Guyaquie erscheinenden Zeitung "El Telegrapho" einen illustrierten Bericht über die grossen Pläne der Baronin und ihrer Begleiter, die als hervorragende Ingenieure bezeichnet wurden. Danach wollte die Baronin auf der Insel Floreana, die zum Kaiserreich erhoben werden sollte, ein Touristenzentrum gründen. Ein Kasino und die dazu gehörigen Hotelpaläste sollten erbaut, Autostrassen angelegt und sonstige Annehmlichkeiten für die amerikanischen Dollarkönige geschaffen werden. Nachdem so die Reklametrommel in Bewegung gesetzt worden war, gingen die drei Abenteurer an die Arbeit. Was aus ihren grandiosen Plänen geworden ist, das verschweigt die Chronik. Bekannt ist nur, dass sich die Baronin selbst zur Kaiserin von Floreana ernannte und in ihrem Reiche, dessen Einwohnerzahl sich allmählich auf etwa 20 erhöhte, unumschränkt herrschte.

Dieses Idyll wurde aber kürzlich durch zwei brave südamerikanische Landwirte gestört, die sich nach den Galapagos-Inseln begeben hatten, um dort ihrer Angel- und Jagdleidenschaft zu frönen. Nachdem sie das auf verschiedenen Inseln zur Genüge getan hatten, beschlossen sie, dem berühmten Dr. Ritter und seinem idyllischen Paradies auf der Insel Floreana einen Besuch abzustatten. Gross war ihre Ueberraschung, als sie bei der Landung nicht von dem deutschen Ehepaar, sondern von etwa 20 anderen Europäern empfangen wurden, die sich die Papiere der Südamerikaner zeigen liessen und die Gäste nach ihren Absichten ausforschten. Als die Landwirte ihrem Erstaunen über diese unerwartete Passrevision Ausdruck gaben, wurde ihnen bedeutet, dass sie sich auf dem Gebiete des Kaiserreichs Floreana befänden. Die Kaiserin würde sich ein grosses Vergnügen machen, sie zu empfangen, aber sie müssten ihr bei dieser Gelegenheit einige Geschenke machen, vor allem Streichhölzer, an denen es auf der Insel mangelte. Alles verlief programmässig, bis die beiden Reisenden auf die Idee kamen, auf der Insel zu jagen. Sie erlegten zwei wilde Tiere, um deren Besitz sich ein Streit zwischen ihnen und der Kaiserin erhob. Die Kaiserin erklärte den beiden Landwirten, dass sie die Insel von der Regierung von Ecuador erworben habe, und dass ihr allein das Jagdrecht zustehe. Als nun noch die Untertanen der Kaiserin mit vorgestrecktem Revolver die Hergabe der Tiere erzwingen wollten, ergriffen die Südamerikaner die Flucht und schifften sich wieder nach Ecuador ein. Nach ihrer Ankunft erstatteten sie bei den Behörden Bericht über ihr Abenteuer, das grosses Aufsehen erregte. Die Regierung von Ecuador hat darauf dem Gouverneur des Galapagos-Archipels den Befehl erteilt, sich mit einer Truppenabteilung nach Floreana zu begeben, die Kaiserin abzusetzen und sie mit ihrem Hofstaat von der Insel zu verjagen.

Der Dynastie Wagner-Bousquet dürfte also nur noch ein kurzes Dasein beschieden sein.

H.B.

+ + +

Autounglück. In der Nähe von Plauen im Vogtland geriet ein mit Mitgliedern des Plauener Arbeiterturnvereins "Eiche" besetztes Lastauto ins Schleudern und stürzte einen Abhang hinunter. Einer der Insassen wurde getötet, vier erlitten schwere, fünf leichte Verletzungen.

+ + +

Brandkatastrophe. Die elektrische Zentrale der französischen Südbahn in Bordeaux wurde durch Grossfeuer zerstört.

+ + +

Elf Menschen verbrannt. In der Nähe von Port Said brannte ein Dorf nieder. Elf Personen kamen in den Flammen um.

+ + +

16 Einbrecher verhaftet. Die Berliner Kriminalpolizei verhaftete 16 Einbrecher, Mitglieder von fünf verschiedenen Banden. In ihren Schlupfwinkeln konnte eine Menge Diebesgut beschlagnahmt werden.

+ + +

Brandstiftung? Im Dachgeschoss des Berliner Schlosses brach ein Brand aus, der jedoch nach kurzer Zeit von der Feuerwehr gelöscht werden konnte. Die Polizei vertritt die Auffassung, dass Brandstiftung vorliegt.

+ + +

Seltsamer Tod. Auf der von Retzow nach Lychen (Mark) führenden Landstrasse wurde der in Lychen wohnende praktische Arzt Dr. Otto Gerlach neben seinem Auto liegend erschossen aufgefunden. Die polizeiliche Untersuchung ergab, dass Dr. Gerlach einem Unfall zum Opfer gefallen ist. Bei der Rückkehr von einem Krankenbesuch war der Arzt aus seinem Wagen gestiegen, um seinen Revolver mit dem er öfters auf freiem Felde nach einem entfernten Ziele feuerte, zu untersuchen. Hierbei muss ein Schuss losgegangen sein. Die Kugel drang vom Unterkiefer in den Hinterkopf. Alle äusseren Umstände lassen darauf schliessen, dass ein Selbstmord ausgeschlossen ist.

Der Friedensgeneral. In London wurde der dieser Tage verstorbene englische Feldmarschall Sir William Robertson bestattet. Generalstabschef Robertson, der in den letzten Jahren seines Lebens zu einem entschiedenen Pazifisten geworden war und Kriege als "nutzlos" bekämpfte, hatte in seinem Testament bestimmt, dass bei seinen Beisetzungsfeierlichkeiten auf jeden militärischen Prunk verzichtet werden solle. So geschah es, dass bei der Gedächtnisfeier in der Westminster-Abteil zwar eine ganze Reihe von Vertretern des englischen Generalstabs, des Diplomatischen Korps, des Prinzen von Wales und des Königs von England, aber - nicht eine einzige Uniform zu sehen war. Selbst Säbel und Federhut fehlten auf der Bahre. Nur die über den Sarg gebreitete Landesflagge erinnerte daran, dass ein Soldat begraben wurde.

Das Oxforder Studentenparlament hat mit 275 gegen 153 Stimmen eine Entschliessung angenommen, dass es "unter keinen Umständen für seinen König und sein Land kämpfen" werde. Diese Entschliessung hat in England eine heftige Diskussion ausgelöst, zumal auch mehrere andere Studentenvereinigungen Beschlüsse fassten, die zu den englischen konservativen Auffassungen, wie sie bisher gerade an den grossen Universitäten gültig waren, im heftigsten Widerspruch stehen. So hat auch ein Debattierklub nach einem Besuch Lansburys mit 67 Stimmen Mehrheit eine Entschliessung angenommen, in der es heisst: "Im Sozialismus liegt die einzige Lösung für die Probleme, vor die unser Land gestellt ist". Ferner haben die Mitglieder des studentischen Labourklubs zusammen mit den Mitgliedern des kommunistischen Oktoberklubs vor einigen Monaten gemeinsam die Demonstranten, die in "Hungermärschen" nach London zogen, tatkräftig unterstützt.

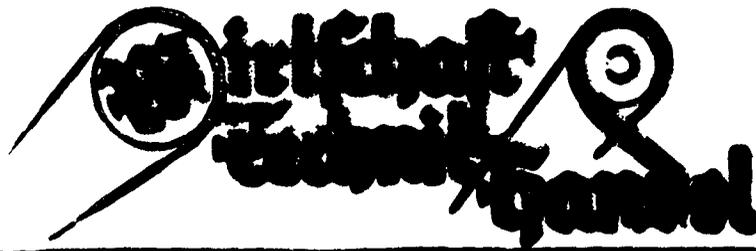
+ + +  
Ein plötzlicher Schuss... Als in der Omnibus-Halle einer Autozentrale in Jauer (Niederschlesien) ein Chauffeur eine Pistole untersuchte, löste sich plötzlich ein Schuss. Ein Kollege des Chauffeurs wurde getroffen; er brach mit zerrissener Halsschlagader und Lungenschuss zusammen und starb auf dem Transport ins Krankenhaus.

+ + +  
Eine schöne "Spar"-Kasse. Eine Untersuchung der Kriminalpolizei bei der Aachener Mobilien-Zwecksparkasse "Grenzbach" ergab, dass die Gesellschaft einen Sparerstamm von 77 Leuten hatte, von denen 21 überhaupt noch keine Zahlung geleistet und 51 ihre Zahlungen zum Teil schon seit einem Jahr eingestellt hatten, während ganze fünf bedauernswerte "Sparer" noch zahlten. Das Bankkonto der Gesellschaft weist keinen Pfennig auf. Gegen die Verantwortlichen, die auf Kosten der fünf Sparer lebten, wurde ein Strafverfahren eingeleitet.

+ + +  
Flammentod. In Gemmenich bei Aachen verbrannte eine 83-jährige Witwe, deren Kleider am überheizten Ofen Feuer gefangen hatten, bei lebendigem Leibe.

+ + +  
"Anstössig". Die New-Yorker Zollbehörde hat die Einführung einer Mappe mit Michelangelo-Reproduktionen nicht gestattet. Die amerikanischen Zöllner empfinden Michelangelos Zeichnungen als "anstössige Pornographien".

+ + +  
Der internationalste Schimmel. Der internationalste Schimmel ist der Amtsschimmel. In Frankreich wurde ein Steuerzahler aufgefordert, 1 Centime Steuer nachzuzahlen - was 20 Centimes Kosten verursachte. In Wien ist ein Mann durch öffentlichen Anschlag zum Offenbarungseid geladen worden: er schuldete dem Finanzamt 1,10 Schilling.



## Nazis und Sauberkeit.

Der Nordwolle-Prozess auf Antrag des Nazi-Verteidigers vertagt.

SPD. Am Dienstag, den 28. Februar morgens 9 Uhr, sollte in Bremen der Nordwolleprozess gegen den ehemaligen Generaldirektor Carl Lahusen, der wegen Bilanzfälschung und Untreue angeklagt ist, beginnen. Ueberraschend wird jetzt aus Bremen mitgeteilt, dass die Staatsanwaltschaft auf Antrag des Lahusen-Verteidigers und Naziabgeordneten Dr. Luetgebrune den Prozess auf den 14. März verschoben hat. Dr. Luetgebrune, bekannt als nationalsozialistischer Verteidiger in Fememord- und Bombenlegerprozessen, ist durch seine Berufung zum Sonderkommissar in das preussische Innenministerium an der Ausübung der Verteidigung "einstweilen" verhindert. Luetgebrune übernahm seinerzeit in Gemeinschaft mit Rechtsanwalt Dr. Frank II., dem Kronjuristen der nationalsozialistischen Partei, die Verteidigung der Lahusen.

In die Zeit bis zum 14. März fallen, am 5. März, die Reichstagswahlen und die Preussenwahlen und, am 12. März, die Gemeindewahlen.

Für die Wähler ist die Vertagung des Nordwolleprozesses ohne Zweifel recht bedauerlich. Der Nordwolle-Prozess hätte ihnen klar und eindeutig vor Augen geführt, was an dem irrsinnigen Geschwätz, der Marxismus habe die deutsche Wirtschaft vernichtet und die gegenwärtige Wirtschaftskrise verschuldet, wahr ist. Der Nordwolle-Prozess hätte die ganze Marxistenhetze der letzten Wochen und Monate als Schwindel und Lüge, als den grössten politischen Betrug aller Zeiten entlarvt. Der deutsche Wähler muss leider auf diesen Anschauungsunterricht im Nordwolle-Prozess verzichten. Wir hoffen aber, dass die Tatsache der Vertagung an sich dieselben Wirkungen auslösen wird wie der Prozess selbst.

In dem ehemaligen Generaldirektor der Nordwolle Carl Lahusen wäre am Dienstag ein Mann vor Gericht erschienen, der von politischem und wirtschaftlichem Ehrgeiz geplagt und von Grössenwahnsinn besessen war. Carl Lahusen war einer von den vielen unzulänglichen Charakteren und Scharlatanen, die sich nach dem Kriege als Retter Deutschlands berufen glaubten. Deshalb der Kampf dieses konservativ-verkalkten Mannes gegen die Republik und die moderne Arbeiterbewegung. Seinen Höhepunkt erreichte dieser Kampf in dem historischen Streik von 1927. Wirtschaftlich ging der Ehrgeiz Carl Lahusens dahin, die ganze Wollindustrie Deutschlands in einem riesigen Frust, grösser als die I.G. Farben in der Chemie und gewaltiger als der Ruhrtrust in der Kohlen- und Eisenindustrie, zu monopolisieren. Darüber brach er sich wirtschaftlich, kaufmännisch und moralisch den Hals. Deshalb wurden dem deutschen Wirtschaftsleben tiefe Wunden geschlagen, die heute noch hunderttausende von Arbeitslosen und zehntausende von kleinen selbständigen Existenzen spüren.

Schon 1918 begann die Nordwolle, noch voll gepropft von phantastischen Kriegsgewinnen und Nutzniesser noch phantastischerer Devisen- und Inflationsgewinne, mit ihrem Kampf gegen die Gewerkschaften, gegen die Sozialpolitik und gegen die Lohntarife. Kein Geschäftsbericht der Nordwolle, der nicht mit Vorwürfen gegen die neue Zeit, gegen die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie gespickt war. Ende 1923 erklärte der Syndikus der Nordwolle, Dr. Horst, dass er keine Gewerkschaften kenne und mit ihnen nicht verhandele. Dieser Dr.

Wenig, die rechte Hand Carl Lahusens, zog mit der Stoppuhr von Fabrik zu Fabrik und klügelte jene falsche Rationalisierung aus, die Millionen in Deutschland arbeitslos gemacht und die deutsche Wirtschaft mit in die Krise gestürzt hat. Es ist bezeichnend, dass dieser Mann, ebenfalls prominentes Mitglied der Hitlerschen "Arbeiterpartei", nach dem Lahusen-Konkurs, bei dem Grossfinanzier und Grosspekulanten Quant (Berlin-Karlsruher-Industriewerke), dem geschiedenen Mann der jetzigen Frau Dr. Goebbels, als Syndikus Unterschlupf fand und später Wirtschaftsberater bei den Nationalsozialisten wurde. Um den berühmten Leistungslohn (nichts anderes als ein brutales Prämiensystem) einzuführen, brach Horst jenen berüchtigten Streik von 1927 vom Zaun, der von der Nordwolle mit einer beispiellosen Schärfe geführt wurde. Die Lahusen unterwarfen die Arbeiterschaft nach Ende des Streiks Bedingungen, von denen die Gewerkschaften damals feststellten: "Sie haben den Zweck, die am Streik beteiligten Arbeiter in der rücksichtslosesten Form zu strafen; die ersonnene Strafe war so schicknös, dass sie selbst teuflischen Hirnen alle Ehre gemacht hätten."

Den tödlichen Stoss versetzte Carl Lahusen seinem Unternehmen durch seine Monopolpläne. Er markierte den Stinnes in der Textilindustrie und ging, wie Stinnes, daran zu Grunde. Lahusen war es nicht genug, dass der Nordwollekonzern mehr als ein Drittel der in Deutschland befindlichen Garnspindeln auf sich vereinigte. Er wollte auch die gesamte Verarbeitungsindustrie an sich reissen. Die Nordwolle sollte Monopoltrust werden. Zu diesem Zweck gliederte man der Nordwolle zwei Konzerne an, die Toga und die Alrowa. Um das zu können, führte die Nordwolle gegen die deutschen Fabriken einen beispiellosen Konkurrenzkampf, mit Schleuderpreisen, die die an sich gesunden Unternehmen, die von der Nordwolle geschluckt werden sollten, nach und nach ruinierten. Dutzende von Unternehmungen wurden schliesslich aufgekauft. Hunderte von Fabrikanten und selbständigen Existenzen wurden brutal enteignet und aus ihren Betrieben gejagt. Geld spielte dabei keine Rolle; die Banken hatten es ja. Im Rahmen dieser Rationalisierung wurden Fabriken stillgelegt und tausende von Arbeitern brotlos gemacht. Carl Lahusen führte damit eine kaum in der Wirtschaftsgeschichte erlebte, beispiellose Fehlinvestition und Ueberspekulation durch, die Hunderte von Millionen kostete, mit dem Ergebnis, dass man früher rentable und gesunde Betriebe zu faulen und unrentablen Konzernen in einem Uebertrust vereinigte, der früher oder später zusammenstürzen und wichtige Teile der deutschen Wirtschaft mit sich reissen musste.-

Der Lahusen-Prozess ist vertagt. Herr Luetgebrune ist zum Sonderkommissar berufen worden und so erfährt das deutsche Volk die Wahrheit über den Nazi-freund Lahusen und die Nordwolle 14 Tage später - soweit die Schleier überhaupt gelüftet werden sollten. Wenn je der Name "Verderber Deutschlands" gerechtfertigt ist, die Nazi-Lahusen haben ihn redlich und ehrlich verdient. Darüber hinaus werden sie fortleben als die grössenwahnsinnig gewordenen "Wirtschaftsführer", Bankrotteure an Volk und Wirtschaft und Freunde der National-"Sozialistischen Arbeiterpartei", die sich einen Palast mit hundert Zimmern bauen liessen auf Kosten des Schweisses und der Hungerlöhne von Zehntausenden armer Weber!

SPD. Dass die Harzburger Front die Landwirtschaftskammern, die nach ihrer Bestimmung der Förderung der Landwirtschaft dienen sollen, zu Parteizwecken missbraucht, zeigt wieder einmal ein Kampf in der Landwirtschaftskammer Halle, von dem man durch die "Mitteldeutsche Nationalzeitung" erfährt. Kampfhähne sind der deutschnationale Rittergutsbesitzer Reinhardt und der nationalsozialistische zweite Vizepräsident Wipper. Die nationalsozialistische Fraktion in der Landwirtschaftskammer hat eine ausserordentliche Tagung beantragt. Reinhardt weigert sich, diese ausserordentliche Tagung einzuberufen, weil seiner

Meinung nach auf dieser Tagung nur nationalsozialistische Agitationsanträge erledigt werden sollen. Der Direktor der Kammer betont dazu in einem Schreiben, dass es den Nationalsozialisten in der Kammer nicht um die sachliche Arbeit, sondern um nur nationalsozialistische Hetze zu tun sei.

Das dürfte stimmen. Wir fragen nur, wann die Aufsichtsbehörde endlich dieser Schweinerei ein Ende macht. Landwirtschaftskammern, die zum Teil mit öffentlichen Mitteln unterhalten werden, haben unserer Ansicht nach andere Aufgaben zu erfüllen.

Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an ein Rundschreiben des Reichslandbundes, in dem folgendes zu lesen ist: "Die nationalsozialistischen agrarpolitischen Gegenwartsforderungen sind lediglich Taktik, um die ländlichen Wählermassen für sich zu gewinnen, mit einem Wort: Bauernfängerei!"

---

SPD. Der Reichswirtschaftsminister Dr. Hugenberg hat in einer Rede die Frage behandelt, wie die bevorstehende Weltwirtschaftskonferenz zu einem Erfolg führen kann? Der Inhalt der Hugenberg'schen Rede, der über alle amerikanischen Sender verbreitet wurde, ist ungefähr folgender:

Das Grundproblem der Wirtschaftskrise ist das Schuldenverhältnis der Länder untereinander. Die Verschuldung zerrüttet alle Märkte. Die jährliche Schuldsumme, die ein Staat an Zins und Tilgung abzuführen hat, darf und kann einen vernünftigen Exportüberschuss des Staates nicht übersteigen. Deutschland hat den Willen, seinen Schuldverpflichtungen nachzukommen. Es kann aber nicht mehr an Schuldzins und Tilgung abführen als Exportüberschuss vorhanden ist. Deshalb muss eine Jahreszahlung deutscher Zinsen und Tilgung gefunden werden, deren Gegenwert in Waren das Ausland ohne Dumping (ohne Schleuderpreise) aufnimmt. Im übrigen verlangt Hugenberg eine Verringerung der Zinssätze.

Es ist sehr interessant, dass auch der Reichswirtschaftsminister im Kabinett Hitler als Grund der gegenwärtigen Wirtschaftskrise die internationale Verschuldung und nicht den Marxismus bezeichnet. Im übrigen ist das, was Hugenberg über den amerikanischen Rundfunk verbreiten liess und was leider nicht entsprechend über deutsche Sender verbreitet wird, nichts Neues. Seit dem Friedensvertrag von Versailles haben das ganze Deutschland, jede deutsche Regierung, jeder Reparationspolitiker in Deutschland, besonders die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften dasselbe erklärt. Hugenberg und seine Anhänger können diese Erklärung z.B. bei jedem marxistischen Reparationspolitiker und führenden Marxisten wieder finden.

Wenn Hugenberg aber sagt, dass Deutschland nur nach Massgabe seiner Warenausfuhr zahlen kann, dann muss es selbstverständlich sein, dass Deutschland eine Handelspolitik treibt, die Warenexport zulässt. Von der Handelspolitik der gegenwärtigen Regierung kann man nur behaupten, dass sie den Export zurückdrängt. Eine solche Politik muss aber Deutschlands Geldgeber im Ausland, mit denen wir ja auch in Zukunft zu arbeiten gezwungen sind, misstrauisch machen.

Auch in der Frage einer Zinssenkung sind wir mit Hugenberg einig, was selbstverständlich ist. Hinsichtlich einer Zinssenkung für die kurzfristigen Schulden, die vor kurzem Gegenstand der Stillhalteverhandlungen in Berlin waren, ist bereits eine nennenswerte Verringerung des Zinssatzes erreicht worden und zwar in der Art, dass diese Zinsen weit unter den deutschen und den Auslandssätzen liegen. Wir wünschen, dass die gegenwärtige Regierung durch eine zweckmässige Initiative ähnliche Erfolge auch für die langfristigen Schulden erreicht.

Kleine Umsätze.

---

(Berliner Getreidebörse vom 27. Februar.)

SPD. Die Käufer hielten am Montag stark zurück, sodass sich die Umsatz-  
tätigkeit weiter verringerte. Ganz besonders schlecht lag das Mehlgeschäft.  
Trotzdem wurde die Roggenmehlnotiz um eine Kleinigkeit heraufgesetzt. Am Lie-  
ferungsmarkt bröckelte Roggen um  $\frac{1}{2}$  Mark ab. Hafer verlor sogar 1 Mark. Am  
Promptmarkt konnten trotz stärkeren Drucks die Notierungen gehalten werden.

	<u>25. Febr.</u>	<u>27. Febr.</u>
	(ab märkische Station in Mark.)	
Weizen	198 - 200	198 - 200
Roggen	154 - 156	153 - 155
Braugerste	172 - 180	172 - 180
Futter- und Industrieroggen	163 - 171	163 - 171
Hafer	125 - 128	125 - 128
Weizenmehl	23,50 - 27,00	23,50 - 27,00
Roggenmehl	20,85 - 22,75	20,90 - 22,75
Weizenkleie	8,60 - 8,90	8,60 - 8,90
Roggenkleie	8,70 - 9,00	8,70 - 9,00

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen März  $213\frac{1}{4}$  -  $212\frac{3}{4}$  (213),  
Mai 215 - 215 (215), Roggen März 168 - 167 ( $168\frac{1}{2}$ ), Mai 170 - 169 Brief ( $170\frac{1}{2}$ )  
Hafer März - bis  $131\frac{1}{2}$  -  $131\frac{1}{2}$  Brief ( $132\frac{5}{4}$ ), Mai 126 -  $135\frac{1}{2}$  (137).

---

Amtliche Eiernotierungen.

---

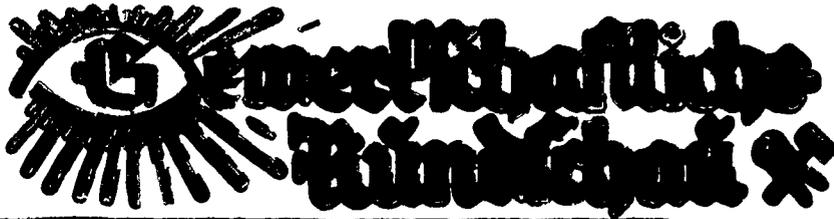
SPD. Preisnotierungen für Eier: Die notierten Preise sind Abgabepreise  
in Rpf an den Grosshandel ab Waggon oder Lager Berlin nach Berliner Usancen.  
(Festgestellt von der amtlichen Berliner Eiernotierungskommission am 27. Febr.)  
A. Inlandseier: 1. Deutsche Handelsklasseneier: G1 (vollfrische) Sonderklasse  
65 g und darüber 9,50, Grösse A unter 65 - 60 g 9, Grösse B unter 60-55 g  
8,50, Grösse C unter 55 - 50 g 8, Grösse D unter 50 g 7; G 2 (frische) Sonder-  
klasse 9, Gr. A 8,50, Gr. B 8, Gr. C 7,50, 2. Deutsche sortierte Eier: voll-  
frische Sonderklasse 9,25, Gr. A 8,75, Gr. B 8,25. 3. Deutsche unsortierte  
Eier 7,25 - 7,50. 4. Deutsche abweichende kleine, mittlere und Schmutzeier 6.  
B. Auslandseier: Dänen und Schweden 18er 9,50, 17er 9,  $15\frac{1}{2}$  - 16er 8 - 8,25,  
leichtere 7 - 7,50; Finnländer, Estländer und ähnliche Sorten 18er 9,25, 17er  
8,75,  $15\frac{1}{2}$ -16er 7,75 - 8, leichtere 6,75 - 7,25; Holländer, Belgier und ähn-  
liche Sorten 60-63 g 8,50, 56-59 g 8 - 8,25; Rumänen 6,75 - 7; Ungarn und  
Jugoslawen 7 - 7,75, Polen normale 6,50 - 7; kleine, Mittel- und Schmutzeier  
6. Witterung: leichter Frost, Marktlage: ruhig.

---

Amtliche Kartoffelnotierungen.

---

SPD. Amtliche Berliner Kartoffelpreisnotierung je Zentner waggonfrei mär-  
kischer Station: Weisse Kartoffeln 1,15 - 1,25, Rote 1,25 - 1,35, Gelbflei-  
schige (ausser Nieren) 1,50 - 1,65 RM.



## Nazi-Märchen.

### Die Ortskrankenkassen im Wahlkampf.

SPD. Die Redner der nationalen Front schmückten ihre Wahlreden in den letzten Tagen vor allem mit besonders scharf gewürzten Anklagen gegen die "rote Bonzokratie" in den Ortskrankenkassen. Auch der nationalsozialistische Reichsminister Göring reitet wilde Attacken gegen die Krankenkassen. In Dortmund erklärte er kühn in einer Wahlrede, die Marxisten hätten das, was man einen wahren Sozialismus nennen könne, zerstört und sich ein "reiches Pfründen- und Betätigungsfeld" für ihresgleichen ausgesucht. Mit besonderer Schärfe beanstandete Göring die Höhe der Verwaltungskosten der Krankenkassen, um daraus den Schluss zu ziehen, dass mit diesem System "aufgerüpft" werden müsse. Er wartete dabei mit Zahlen auf und behauptete, die gesamten Ausgaben der Personalverwaltung der Krankenkassen würden heute 158 Millionen Mark betragen, während die persönlichen Ausgaben des preussischen Staates nur 76 Millionen Mark ausmachten.

Hier stimmt verschiedenes nicht. Die persönlichen Ausgaben des preussischen Staates haben im Jahre 1931 rund 1 048 Millionen Mark betragen; dazu käme dann noch der sächliche Aufwand mit 216 Millionen Mark. Das wäre also fast das Zehnfache der Verwaltungskosten der Krankenkassen.

Gewiss haben die Verwaltungskosten der Krankenversicherung, einschliesslich der knappschaftlichen Krankenkassen und der Ersatzkassen im Jahre 1931 158,6 Millionen Mark betragen. Aber wer diese Zahl richtig beurteilen will, muss zunächst einmal berücksichtigen, dass sie nicht nur die Ausgaben der Personalverwaltung allein umfasst, sondern auch die gesamten sachlichen Ausgaben, z.B. Miete, Licht, Heizung usw. Es ist also keineswegs so, als ob die "rote Bonzokratie" diese 158,6 Millionen Mark im Jahre 1931 mit Stumpf und Stil aufgefressen habe.

Die Verwaltungskosten sind - wir haben das schon einmal betont - nicht in dem selben Mass gesunken wie die Einnahmen, weil die fixen Kosten nur in geringem Umfang abgebaut werden können, während die Personalunkosten im Jahre 1932 auf den Stand von 1928 zurückgegangen sind und sie könnten noch niedriger sein, wenn nicht die Krankenversicherung von Jahr zu Jahr komplizierter geworden wäre. Durch immer neue Vorschriften und Kontrollen ist die Verwaltung in den letzten Jahren stark belastet worden. Vor allen Dingen wurde sie dadurch kostspieliger, dass die Einziehung der Beiträge sich infolge der Wirtschaftskrise immer schwieriger gestaltet und immer mehr Personalaufwand erfordert. Dazu kommt noch die Komplizierung, die durch die Einziehung der Beiträge für die Arbeitslosenversicherung und neuerdings der Arbeitslosenhilfe eingetreten ist.

Sicherlich ist es sehr wirkungsvoll, über "Verwaltungspaläste" sich zu ereifern. Aber warum diese Ereiferung nur bei den Ortskrankenkassen? Waren nicht alle Verwaltungen, die in den letzten Jahren besondere Bedeutung erlangten, genötigt, sich Verwaltungshäuser zu beschaffen? Sind in Deutschland nur "Verwaltungspaläste" für die Krankenkassen gebaut worden? Wurden nicht auch Postämter und Forstämter gebaut? Warum spricht man nicht über die Ver-

Verwaltungsgebäude der Berufsgenossenschaften, der Landesversicherungsanstalten, der Postscheckämter und vor allem auch über die Verwaltungsgebäude des Rundfunks? Hier sind in Wirklichkeit vielfach Paläste gebaut worden. Warum hat niemand an den Häusern der privaten Versicherungsgesellschaften etwas auszusetzen, die im Vergleich zu den Zweckbauten der Krankenkassen wirklich als Paläste anzusprechen sind?

Die Grösse der Verwaltungsgebäude bei den Krankenkassen wird bestimmt durch den starken Publikumsverkehr. Wer gerecht urteilen will, muss sich einmal folgende Zahlen vergegenwärtigen: wir hatten 1913 21 342 Krankenkassen und 13,5 Millionen Versicherte. Die Versichertenzahl ist um fast 50 Prozent gestiegen. Ein ungeheurer Publikumsverkehr war die Folge. Dieser Publikumsverkehr konnte nicht in irgend welchen Häusern mit grösseren Büroräumen zweckmässig bewältigt werden. Selbst die grösseren Räumlichkeiten, über die die eine oder andere Ortskrankenkasse verfügte, waren bei stärkerem Publikumsandrang vielfach wehre Stinklöcher, in denen kein Mensch sich zu atmen gewagte. Als dann die Krise einsetzte und mit ihr die wirtschaftliche Not, stieg der Publikumsverkehr noch mehr. Auch wird dieser Verkehr bedingt durch die Errichtung von Behandlungs- und Baderäumen, die durch die Entwicklung der modernen Heilentwicklung erforderlich wurden. Man soll auch nicht vergessen, dass vor Jahren, als die Arbeitslosigkeit beängstigend anstieg, überall an die Krankenkassen appelliert wurde, sie sollten doch, wenn sie irgendwie bauliche Veränderungen oder Neubauten planten, bauen, bauen, um so das Arbeitslosenelend zu mildern.

Warum ereifert man sich schliesslich aber so sehr gerade über die Höhe der Verwaltungskosten bei den Ortskrankenkassen? Die Verwaltungskosten bei den Kassenarten, die den Rechtsparteien besonders ans Herz gewachsen sind, waren doch viel grösser. Auf den Kopf des Versicherten entfielen im Jahre 1931 bei den Ortskrankenkassen 8,30 Mark Verwaltungskosten, bei den Innungskrankenkassen 9,90 Mark, bei den Ersatzkassen 14,20 Mark, und bei den privaten Krankenversicherungsanstalten sind sie noch höher. Während die Verwaltungskosten der reichsgesetzlichen Krankenkassen 9,3 v.H. der Gesamtausgaben betragen haben, beliefen sie sich bei den privaten Krankenversicherungsgesellschaften im Durchschnitt auf 22 v.H.! Es gibt aber auch Gesellschaften, bei denen sie 50 und mehr v.H. der Ausgaben betragen.

Die Aufsicht und die Kontrolle über die Krankenkassen ist von Jahr zu Jahr verschärft worden. Wo sich Misstände zeigten, sind sie beseitigt worden. Man soll aber nicht so tun, als ob es nur bei den Ortskrankenkassen räudige Schafe gibt. Man lässt sich in einem Wahlkampf manches gefallen, man legt auch nicht jedes Wort, das im Wahlkampf fällt, auf die Goldwaage, aber man soll doch auch nicht die Dinge auf den Kopf stellen.

-----

SPD. In der deutschen Textilindustrie ist Tariffriede vereinbart worden. Die Mitglieder des Arbeitgeberverbandes der deutschen Textilindustrie e.V. einerseits und der Deutsche Textilarbeiterverband, der Zentralverband der christlichen Textilarbeiter Deutschlands, der Gewerkverein der deutschen Textilarbeiter (Hirsch-Duncker) und der Zentralverband der Maschinisten und Heizer andererseits haben sich unter Rückstellung beiderseitiger Wünsche im Interesse einer ruhigen Fortentwicklung der Wirtschaft entschlossen, eine Stabilisierung der derzeitigen Arbeitsbedingungen für einen längeren Zeitraum vorzunehmen.

In der getroffenen Vereinbarung werden die Lohntarifverträge mit einer Mindestlaufzeit bis zum 31. Januar 1934, die Mantelverträge und Mehrarbeits-

zeitabkommen bis zum 30. April 1934 verlängert. In den zurzeit tariflosen Bezirken werden die jetzt gültigen Arbeitsbedingungen zum Tarifvertrag erhoben. Diese Vereinbarung regelt die Arbeitsbedingungen für zirka 600 000 Arbeitnehmer.

-----

SPD. Auch an den Land- und Forstarbeitern ist im November 1918 ein "Verbrechen" begangen worden. Vor dem 9. November 1918 gab es nicht weniger als 44 Gesindeordnungen. Sie waren eine einzige Ungeheuerlichkeit! So sah das Preussische Gesetz aus dem Jahre 1854 beispielsweise im § 3 vor, dass die Verabredung zur Einstellung der Arbeit oder die Verhinderung der Arbeit mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr bestraft wird. Die Anhaltische Gesindeordnung sah für Verleitung zum Vertragsbruch Geldstrafe bis zu 150.-- Mark oder Haft bis zu sechs Wochen vor. In der Verordnung für Mecklenburg-Schwerin und Strelitz hiess es: "Hoftagelöhner und andere in ähnlichen Dienstverhältnissen stehende Personen, die ohne Rechtsgrund den Dienst verlassen, den schuldigen Gehorsam verweigern usw. werden mit Haft bis zu 14 Tagen oder mit Geldstrafe bis zu 30.-- Mark bestraft."

Standen diese Sklavenparagrafen etwa nur auf dem Papier? Keineswegs. Ein Beispiel aus dem Jahre 1908:

"Der Gutsbesitzer G. hatte den Arbeiter Z. am Ohr gezogen und ihm ein andermal ein paar leichte (?) Peitschenhiebe auf die Hand gegeben. Z. hielt dies für einen wichtigen Grund, gemäss § 626 des Bürgerlichen Gesetzbuches, der ihn zur sofortigen Aufgabe des Vertragsverhältnisses berechtigte. Der Gutsbesitzer beantragte dagegen seine Bestrafung wegen Vertragsbruchs, und das Landgericht Königsberg verurteilte Z. auch auf Grund der §§ 1 und 2 des Gesetzes vom 24. April 1854, betreffend die Dienstpflichten des Gesindes und der ländlichen Arbeiter, wegen Verlassen des Dienstes ohne gesetzmässige Ursache zu 30 Mark, eventuell 6 Tagen Haft. Das Kammergericht hat die Revision des Z. verworfen."

Am 12. November 1918, kurz nach dem "Satanstag", verkündeten die sozialdemokratischen Volksbeauftragten u. a. folgende Massnahmen mit Gesetzeskraft: "Die Gesindeordnungen werden ausser Kraft gesetzt. Ebenso die Ausnahme Gesetze gegen die Land- und Forstarbeiter." Anstelle der Gesindeordnungen trat die noch heute geltende vorläufige Landarbeitsordnung mit ihren zum Teil sehr fortschrittlichen Bestimmungen über Arbeitszeit, Ueberarbeit, Dienstvertrag, Arbeitslohn, Arbeiterinnenschutz, Wohnungswesen usw.

Land- und Forstarbeiter! Lasst euch nicht dumm machen! Am 5. März gehört eure Stimme der Liste der Sozialdemokratie, Liste 2!

-----

SPD. Reichsminister Göring hat in Dortmund angekündigt, es werde ähnlich wie bei den Krankenkassen, für die bereits ein Reichskommissar mit ausserordentlichen Vollmachten bestellt sei, auch in andere Betriebe "hineingeleuchtet" werden. Diese Ankündigung wird in der Presse mit dem Gerücht, es werde nach der Wahl auch ein Reichskommissar für die Gewerkschaften eingesetzt werden, in Verbindung gebracht.

Die Gewerkschaften sind keine Krankenkassen. Sie sind freie Vereinigungen. Ihre Existenzberechtigung beruht auf der Reichsverfassung, und dem Staat steht, wie "Der Deutsche" zutreffend betont, kein Aufsichts- und Kontrollrecht zu.

# Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S.P.D.

Berlin, den 27. Februar 1933.

Auf Leben und Tod.<sup>x</sup>

SPD. In den Zeitungen ist nicht weiter die Rede davon gewesen, dass der Graf Ballor, letzter Spross einer der ältesten französischen Familien, auf sehr merkwürdige Art ums Leben gekommen ist. Doch so, wie mir die Geschichte erzählt worden ist, verdient sie, nachträglich verbreitet zu werden, weil sie einen beispielhaften Sinn enthält.

Also: wie immer stand der Calais-Express in Paris zur Abfahrt bereit. Über den Bahnsteig stürzten die letzten Passagiere und suchten sich ein Abteil. Da näherte sich eine Gruppe von drei, vier Herren der Lokomotive, einer riesigen, achtsachsigen Pacifiquemaschine neuester Bauart. Voran schritt der Bahnhofsvorsteher; ihm folgte Graf Ballor, eine kleine Handtasche tragend. Der Bahnhofsvorsteher reichte dem Lokomotivführer eine Anweisung des Ministeriums, dass Graf Ballor heute den Expresszug bis nach Calais-Maritimes zu führen habe. Weder der Lokomotivführer Niccel noch der Heizer konnten sich erklären, aus welchem Grunde ein Graf den Express führen sollte. Doch Zeit zum Fragen war nicht gegeben. Schon schwang sich der Graf auf die Lokomotive, und in der Halle fielen die drei Schläge als Zeichen der Abfahrt.

Graf Ballor schien sich in der Bedienung einer Lokomotive genau auszukennen: ein Ruck am Regulator, der Dampf schoss in die Zylinder, die Kolben begannen zu gleiten, der Express fuhr an. Niccel stand untätig hinter dem Grafen und verfolgte achtsam dessen Handgriffe; der Heizer hatte zu tun. Die ganze Zeit hindurch wagte Niccel keine Frage an den Grafen zu richten, obgleich er gern gewusst hätte, was dieses Unternehmen zu bedeuten hatte.

Was hatte es zu bedeuten? Niemals hätte Graf Ballor dem Lokomotivführer mitgeteilt, dass es sich ganz einfach um einen Rekord handelte. Niemals hätte er verraten, dass er um seiner Passion willen, Geschwindigkeitsrekorde aufzustellen, bis zum Minister vorgedrungen war und diesen gebeten hatte, ihm ein einziges Mal den Express nach Calais anzuvertrauen. Niemals hätte er zugegeben, dass er von einer modernen Schnellzugslokomotive so gut wie nichts verstand, - ein Mechaniker in den staatlichen Werkstätten hatte ihm die notwendigsten Griffe beigebracht. Und nun liess er den Express mit Volldampf los!

Der Zug bog brausend in die scharfe Biegung zwischen Chantilly und Creil. Der Graf drückte den Hebel nicht einen Zentimeter zur Seite, um mit höchstens vierzig Kilometer Geschwindigkeit in die Kurve zu gehen. Er stand unbeweglich am Ausguck, den Blick starr auf die Strecke gerichtet. Mit achtzig Kilometern Geschwindigkeit verliess der Zug die Kurve. Niccel wurde unruhig. Wie der ging der Zug in eine Kurve. Die Räder knirschten schreiend. Ein unheimliches, drohendes Zittern bebte durch die Maschine. Neunzig Kilometer las Niccel ab, und Bangigkeit beschlich ihn sekundenlang.

Ein Stationsgebäude flog heran. Häusergruppen flitzten vorbei. Der Zug jagte in die Station, dass die Weichen krachten. "Clermont", dachte Niccel und sah auf die Uhr. Man war eine Viertelstunde im Vorsprung. Jetzt musste die grosse Kurve kommen! Gleich... Hundert zeigte der Geschwindigkeitsmesser! Und die Kurve kam. Als wollte sich die Maschine aufbäumen, so raste sie gegen die Biegung... und durchfuhr sie doch!

Graf Ballor befahl dem Heizer, Kohlen nachzuschütten. Der Heizer gehorchte, wortlos. Niccel sah zu, schweigend. Wie von der Peitsche getroffen hetzte

die Lokomotive weiter. Auf Biegen oder Brechen raste der Zug die Strecke hinunter. Graf Ballor genoss im stillen schon den Triumph, einen Weltrekord aufgestellt zu haben. Hundertzwanzig zeigte der Messapparat. Hundertdreissig, hundertvierzig mussten es werden!

Aber da trat plötzlich Niccel auf den Grafen zu und schrie ihm ins Ohr: "Zug Nummer drei ist auf der Strecke! Nummer drei, elf Uhr sechzehn von Abbeville abgefahren-!!" Graf Ballor liess sich nicht stören. Hundertdreissig musste jetzt fällig werden. "Nummer drei...vor uns!" schrie zum letzten Male der Lokomotivführer. "Bremsen!... Dampf weg!!" Graf Ballor rührte sich nicht. Es ging um Sekunden. Niccel wusste, was er zu tun hatte. Er riss dem Grafen den Regulator aus der Hand. Der Graf griff eigensinnig wieder zu, gab Vollampf, - da schlug ihn Niccel mit der Faust nieder.

Eine Stunde später fuhr der Express fahrplanmässig in Calais-Maritime ein. Niccel liess sich verhaften. Das Schwurgericht sprach ihn frei. Unter dem neuen Minister trat er den Dienst auf der Strecke Paris=Nizza an. Seine Geschichte war bisher nur Wenigen bekannt.

Marim.

---

### Abenteuerliche Begegnung.<sup>x</sup>

---

SPD. Wir sassen im Arbeitszimmer unsres Bekannten Dr. Kollenow, der schon seit einigen Jahren Distriktsarzt in der Narwaer Gegend war. Es mochte schon spät sein, als das Gespräch durch die Bemerkung eines Gastes auf die wunderbaren Errettungen aus tödlichen Gefahren kam, die, wie jemand behauptete, fast alle Menschen im Laufe ihres Lebens einmal erlebten. Nur dass die einen den Schrecken zeitlebens mit sich herumtrügen und niemals damit fertig werden könnten, während die andern das wiedergewonnene Leben wie ein Geschenk des Schicksals hinnähmen.

Der Doktor hatte sich wenig am Gespräch beteiligt; mitten in der lebhaftesten Unterhaltung jedoch stand er auf und trat ans Fenster. Die Vorhänge zurückschlagend, blickte er lange in die weisse, froststarre Winternacht. Dann wandte er sich mit einem fragenden Blick an uns: "Sehen Sie dort hinten die Wälder? Sie ziehen sich bis zur russischen Grenze hin. Wenn man gut zu Fuss ist, kann man in vier bis fünf Stunden bei den russischen Grenzposten sein". Er kam zurück und setzte sich. "Vielleicht darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen? Es mag ungefähr drei Jahre her sein, als in einer ebensolchen Winternacht, in der zehnten Stunde, das Telefon bei mir klingelte. Ich nahm den Hörer ab. Die unsichere Stimme eines Mannes meldete sich und fragte, ob ich sofort kommen könnte. Es war ein Waldhüter in Nemmuk, einer kleinen Gemeinde, dessen Frau in den Wehen lag. Ich beruhigte ihn und versprach ihm, in anderthalb Stunden an Ort und Stelle zu sein. Während ich mich fertig machte und meine Instrumententasche auf den Gepäckhalter meines Fahrrades schnallte, überkam mich eine merkwürdige Beklemmung, die, obgleich sie rasch vorüberging, mich doch für einige Augenblicke unsicher machte. Ich schob es auf meine Müdigkeit, und ohne mich weiter damit abzugeben, zog ich den Schafpelz über und fuhr los.

Um nach Nemmuk zu gelangen, kann man zwei Wege wählen. Der eine ist kürzer und geht mitten durch den Wald. Er befindet sich meist durch die vielen Holzfuhren, die auf ihm entlang karren, in schlechtem Zustande. Der andre führt auf der einzigen guten Autostrasse unsres Bezirkes neben dem Walde her. Dicht vor Nemmuk biegt dann ein Fahrweg ab, den ich gut kannte. Ich wählte diesen Weg, weil ich hoffte, die zwei Kilometer, die er länger war, durch ein schnelleres Tempo auf der guten Strasse auszugleichen.

Es war eine sternenklare Nacht. Ich konnte ohne Licht fahren; der Widerschein der vielen Himmellichter, das helle, gleissende Schimmern der endlosen Schneeflächen, gegen die sich die dunkle Silhouette des Waldes unheimlich schwarz abhob, wiesen mir den Weg sicherer als der schmale Kegel meiner Fahrradlampe. Das tiefe Schweigen, das die Nacht erfüllte, erweckte in mir ein beruhigendes Gefühl, wie man es nur in der grossen Einsamkeit der Natur verspürt, und während die Reifen des Fahrrades über die erstarrte Schneedecke mit leisem Knirschen vorwärts rollten und die Lichter der Siedlung immer mehr zurückblieben, um endlich bei einer Krümmung der Strasse ganz zu verschwinden, überkam mich das Bewusstsein, ganz allein zu sein in dieser weiten Wildnis, die sich vor meinen Augen unübersehbar ausdehnte, in tödlichem Schweigen erstarrt und von Tieren und Menschen verlassen.

Ich war ungefähr eine halbe Stunde gefahren, als ich gewahr wurde, dass ich doch nicht das einzige Wesen war, das in dieser Nacht unterwegs war. Ich konnte noch etwa 500 Meter von der grossen Schneise entfernt sein, als vor mir auf der Strasse etwas Schwarzes auftauchte. Zuerst nahm ich an, dass es ein wilder Hund sei. Einer von den grossen Dorfköttern, der sich von der Kette losgerissen hatte, um einen Beutezug durch den Wald zu tun. Doch beim Näherkommen belehrten mich die grosse Gestalt des Tieres, die funkelnden Augen, dass mir hier ein viel gefährlicherer Gegner gegenübertrat. Ohne Zweifel, es war ein grosser, ausgewachsener Wolf.

Für gewöhnlich meidet der Wolf den Menschen und befriedigt seine Raublust viel lieber an dessen Haustieren. Aber der hungrige Wolf schreckt vor nichts zurück. Erst kürzlich las ich, dass die Passagiere eines im Schnee stecken gebliebenen Zuges von einer Meute wütender Wölfe überfallen wurden. Und diesen hier schien auch nur der Hunger aus den Wäldern getrieben zu haben.

Ich war ohne jede Waffe, kilometerweit entfernt von jeder menschlichen Ansiedlung. Die einzige Rettung war die Schnelligkeit meines Rades. Ich nahm also einen Anlauf und fuhr in scharfem Tempo auf das Tier zu. Es liess mich herankommen und sprang knurrend beiseite. Ich trat in die Pedale und fuhr, was das Rad hergab. Aber schon nach wenigen hundert Metern hatte mich der Wolf wieder erreicht und begann, wütend nach meinen Beinen zu schnappen. Ich spürte, dass ich bleich wurde. Blitzschnell überkam mich die Erkenntnis, dass ein einziger Sprung des Tieres mich vom Rade werfen würde. Ich war verloren, wenn ich nicht dieses mörderische Tempo beibehalten konnte, wenn ich nicht schneller war als das Tier. Aber im gleichen Augenblick spürte ich einen heftigen Schmerz im linken Unterschenkel. Eine eisige Kälte drang an mein Knie. Der Wolf hatte mit einem einzigen Biss meine Hose weit aufgerissen und mir mit seinen spitzen Rähnen eine tüchtige Fleischwunde beigebracht. Es war eine verzweifelte Situation. Ich fuhr um mein Leben. Das hört sich leicht an, aber glauben Sie mir, der Angstschweiss überströmte mein Gesicht, während ich spürte, wie meine Kräfte langsam nachliessen, mein Herz bis in den Hals hinein schlug, mein Atem keuchte und sich die Zähne des Tieres zum zweitenmal in mein Bein gruben. In diesem Augenblick erschien mir mein Leben keinen Pfennig wert, und ich erkannte, dass ich verloren war, rettungslos verloren, dass ich nicht 10 Minuten mehr fahren konnte mit dieser Geschwindigkeit, die allein noch den Wolf von der letzten Attacke zurückhielt. Die Tränen kamen mir vor Wut, dass ich meine Pistole zu Hause liegen gelassen hatte und dieser niederträchtigen Bestie nicht eine Kugel auf den Pelz brennen konnte. Was ist der Mensch ohne die Hilfsmittel der Zivilisation! Ein schutzloses, schwaches Wesen, das sich nicht einmal gegen die Zähne und Klauen eines Wolfes verteidigen kann.

Es mochten noch ungefähr 5 Kilometer bis nach Nemruk sein, als ich merkte, dass am Ende meiner Kräfte war, während der kühner gewordene Wolf schon nach meinem Arme schnappte und einen grossen Fetzen aus meinem Schafspelz riss. Aber in diesem Augenblicke der höchsten Not, als ich mich schon halb und halb

aufgegeben hatte, geschah das Wunder. Es war so einfach, dass ich schon früher hätte darauf kommen müssen. Mein Blick fiel auf die Fahrradlampe. Ich schaltete sie ein, riss sie aus dem Halter und richtete den scharfen Lichtkegel gegen den Wolf. Ein Aufheulen, und mit eingezogenem Schwanz ergriff er die Flucht und eilte dem Walde zu, wo er verschwand.

Eine halbe Stunde später klopfte ich erschöpft und mit Blut bedeckt an die Tür des Waldhüters, Meine Wunde brannte, aber ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit erfüllte mich, als wäre mir in jener Minute, da der Tod schon neben mir stand, das Leben neu geschenkt worden, wie dem Kinde, das ich zwei Stunden später in meinen Händen hielt..." -

Der Doktor schwieg, und es dauerte geraume Zeit, ehe wir unsre Unterhaltung wieder aufnahmen.

Kaliban.

---

Mann im Ofen.<sup>x</sup>

---

SPD. Vor den Toren der kleinen mitteldeutschen Stadt liegt eine wüste Ruine. Gestrüpp und Unkraut wuchern um das morsche Gemäuer. Allerlei Gekletter hat sich das verfallene, rauchgeschwärzte Bauwerk als willkommenen Unterschlupf ausgesucht. Die Ruine wird von den Bewohnern der Stadt gemieden. Seltsame Legenden haben sich um die ragenden Steinquadern gebildet, Spukgeschichten, die sich die Kinder gruselig im Schummerlichte zuflüstern. Die alte Ruine hat eine grausige Geschichte. Hier ist sie:

Gerade an dem Tage, als man Johann Melten, dem alten Hilfsarbeiter, erzählt hatte, dass Heinrich Tammen wieder in der Stadt sei, kam Vormittags der Werkmeister zu ihm. "Melten", sagte er, "geh man nach Hause! Du musst heute Nacht den Ofen anheizen. Morgen wollen wir früh anfangen mit dem Schmelzen". Melten nickte und verliess die Giesserei. Er ging nach Hause, auf Vorrat schlafen.

Unterwegs murmelte er erregte Worte vor sich hin. Nun war der Schurke wieder gekommen. Jetzt, nachdem er alt geworden war und Melten's Leben zerstört hatte. Heisser Zorn quoll in Melten auf, wenn er daran dachte, wie dieser Heinrich Tammen ihm vor fast 25 Jahren die schicke Anna Gerriets fortgenommen hatte. Heiraten wollten sie. Alles war schon vorbereitet. Da kam dieser hergelaufene Kerl, dieser junge, glatte Bengel. Alle Mädels waren wie verrückt hinter ihm her. Er war ja ein Former. Irgendwoher aus Norddeutschland stammte er. Hätte er nicht bleiben können, wo er gewesen war? Nein, er musste kommen und Melten die Anna stehlen. Spöttisch hatte Anna über Melten's Beschwörungen gelacht. Was war denn er, der Hilfsarbeiter, gegen einen Former? Zudem sah der Heinrich Tamme's schmuck und rank aus. Da hatte der sie genommen, und sie waren fortgezogen. Nun aber war der Schuft wieder da. Anna war tot; das hatte man Melten schon vor langer Zeit erzählt. Was wollte der Kerl denn jetzt noch hier? -

Die Dunkelheit brach schon früh herein, als Johann Melten das Tor zur Giesserei aufschloss. Schwere, harte Arbeit stand ihm in dieser Nacht bevor. Bei Tagesanbruch musste der Kupolofen in heller Glut stehen. Dunkel erhoben sich die einzelnen Gebäudeteile aus der Dämmerung. Zwischen den riesigen Stapeln Formkästen ballten sich drohende Schatten. Gespenstisch blinkerte ein letzter Sonnenstrahl des untergehenden Gestirns in den verstaubten Scheiben der Giesserei, die, von allen Leuten verlassen, wie tot da lag.

Johann Melten ging sofort auf die Gichtbühne. Von hier aus musste er den Schmelzofen beschicken. Schwarz gähnte ihm die Oeffnung des Ofens entgegen. Bald würde heller Feuerschein herausleuchten. Der alte Arbeiter mach=

te sich an sein Werk. Trockenes Holz warf er in das schwarze Loch, darüber einige Schaufeln Koks. Die Flamme erfasste knisternd das Holz und schlug rauchend aus dem offenen Schlot. Jetzt brauchte Johann Melten nur noch Koks nachzuwerfen und später das Gebläse anzustellen.

Einige Stunden waren vergangen. Der Alte sass vor dem Beschickungsloch auf einem Stapel Roheisen. Im Ofen schlug die weisse Flamme des durchgebrannten Kokes grell empor. Wie von selbst kamen Melten's Gedanken auf Heinrich Tammen. Wie mochte er jetzt wohl aussehen? Ob er wohl noch das helle, unbekümmerte Lachen hatte? Und so schöne weisse Kragen?

"Unsinn, nicht mehr daran denken", sprach Melten plötzlich laut vor sich hin. Dann belehrte ihn ein Blick auf die grosse Uhr, dass es Zeit sei, das Gebläse anzustellen. Er verliess die Gichtbühne und liess unten das Luftgebläse an. Ein tiefes, eintöniges Singen zerriss die Stille der dunklen Giesserei. Dann ging der Arbeiter wieder auf die Gichtbühne. Der Ofen frass mit doppelter Eile das Feuerungsmaterial.

Mitternacht kam langsam heran. Da tappten leise Schritte die eiserne Treppe zur Gichtbühne empor. Verwundert sah Melten von seiner schweren Arbeit auf. Gerade hatte er den Koks neu aufgefüllt und heruntergestossen. Eine heisse Glut kam vom Ofen her, getrieben von dem Gebläse. "Sollte das der Werkmeister sein?" fragte Johann Melten sich. Der kam doch sonst nie. Aber da war ja schon jemand. Ein Fremder stand auf der obersten Stufe der Treppe. "Guten Abend, Johann Melten", sagte er schwer atmend. Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es den alten Giessereiarbeiter. Da war er, Heinrich Tammen, der Schurke, der ihm die Anna genommen hatte. Der da hatte sein Lebensglück zerstört. Wie gebückt seine Haltung war! Nicht mehr so stramm und aufrecht wie früher. Und sein Anzug sah auch nicht danach aus, als ob Tammen Glück in seinem Leben gehabt hätte. Nein, er ging nur schäbig.

Auf seine Schürstange gestützt betrachtete Johann Melten den Ankömmling. Unverhohlener Hass brannte in seinen Augen. Er warf dem Anderen hämische Worte an den Kopf, beleidigte den Mann, erniedrigte ihn. Tammen erwiderte nichts. Immer mehr redete sich der Alte in sinnlose Wut. Zuletzt fand er sogar herabsetzende Worte über Anna Gerriets, die Tote. Da kam Leben in die zusammengesunkene Gestalt des Andern. "Lass meine Frau aus dem Spiel, du", schrie er in das Geräusch des Windmotors. "Sie hat schwer tragen müssen. Lass sie in Frieden ruhen!" Doch der Arbeiter ging nicht auf diesen Hinweis ein. Noch gehässiger, herabsetzender wurden seine wütenden Anwürfe. Und als er gar die Ehre der Toten herabriss, sprang Tammen mit einem erstickten Wutschrei auf ihn los. Johann Melten hatte die Bewegungen des Formers genau verfolgt. Als Tammen auf ihn zu sprang, erhob er seine schwere Schürstange und liess sie mit einem wuchtigen Hieb auf seinen Kopf niedersausen. Heinrich Tammen brach lautlos zusammen.

Mit einem hämischen Grinsen betrachtete Melten sein Opfer. In seinen Augen brannte der Triumph über seinen späten Sieg. Lange stand der Alte, auf seine Schürstange gestützt, über dem Leblosen. Dann richtete er den toten Körper mit gewaltiger Anstrengung auf und brachte ihn an das Beschickungsloch. "Du sollst fort", flüsterte Melten mit heiserer Stimme. Ruckweise schob er den Körper des Mannes in den glühenden Schmelzofen. Dann schloss er die dicke Tür.

In dieser Nacht entstand Feuer in der Giesserei vor der Stadt. Als die ersten Hilfskolonnen eintrafen, fanden sie Johann Melten vor dem geöffneten Tor. Er starrte mit offenem Munde in die rote Glut. Auf Fragen antwortete er nicht. Nur die Worte "Er verbrennt, er verbrennt..." waren aus ihm herauszubekommen.

Die Giesserei brannte vollkommen aus. Und der alte Hilfsarbeiter Johann Melten beschloss sein Leben in der Landesirrenanstalt. - Das ist die Geschichte der alten Ruine vor den Toren der Stadt.

Heinz Jacobs.

## Artisten im Altertum.<sup>x</sup>

---

SPD. Es ist bekannt, dass im Altertum, vor allem in Rom, in den Zirkusspielen Kämpfer auftraten, die mit Tieren und andern Gegnern kämpften. Weniger bekannt ist es, dass auch die verschiedenartigsten Varietékünste schon damals ausgeübt wurden, wie Schriftsteller und Dichter berichten. So waren vor allem Seiltänzer beliebt, die genau wie heute auf gespanntem Seil mit Balancierstangen ihre Kunststücke ausführten. Auch Jongleure gab es. Beispielsweise wird von einem jungen Mädchen berichtet, das zum Takte der Musik eine grosse Zahl von Ringen gleichzeitig in die Luft schleuderte und auffing. Frauen traten auch in ganz gefährlichen Vorfürhrungen, wie Tänzchen zwischen Schwertern, auf. Ebenso wurden Kinder beschäftigt. Von besonderer Geschicklichkeit eines zwölfjährigen Knaben wird berichtet. Schwerathletik war gleichfalls nicht unbekannt: grosse Lasten wurden gehoben und ähnliche Leistungen vollbracht. Ferner wird erzählt von Männern, die Feuer oder Schwerter verschluckten, und von Gauklern, die Dinge verschwinden liessen, also Taschenspielerkunststücke ausführten. Manchmal hielt man damals diese Vorfürhrungen für Zauberei. Tierdressur war ebenfalls bekannt; es gab zahme Bären; vielfach wurden Affen abgerichtet, und an einer Stelle wurden sogar dressierte Schweine gezeigt. Ein berühmter römischer Schriftsteller erzählt auch, er habe einen Elefanten mit dem Rüssel schreiben sehen. Das erinnert an die Vorfürhrung des "klugen Hans" und an heute von begeisterten Tierfreunden gemachte Versuche, Hunden das Buchstabieren beizubringen.

Diese Vorfürhrungen geschahen damals nicht nur in den eigentlichen Zirkusspielen, sondern auch bei Feierlichkeiten und Volksfesten verschiedener Art. Die kriegerischen Römer selbst widmeten sich freilich nicht häufig diesem Beruf des Varietéünstlers; vielmehr waren es meist Griechen, die solche Schaustellungen boten, die also allem Anscheine nach ganz ähnlich den heute gezeigten Kunststücken waren. Auch das ist ein Beweis dafür, wie sehr es ein Irrtum ist, wenn wir die verschiedensten Kunstfertigkeiten dieser Art als besondere Errungenschaften der Neuzeit anzusehen pflegen.

H.L.

---

## Berliner Theater.

---

SPD. Aus Berlin wird uns geschrieben: In den letzten Wochen hat sich im Berliner Theaterleben ein kleines Wunder ereignet. Man kann sogar von zwei Wundern sprechen, wenn man auch den ungewöhnlich grossen Publikumserfolg der Aufführung des zweiten Teils von Goethes "Faust" im Staatlichen Schauspielhaus dazu rechnet. Dass eine viereinhalbstündige, nur von einer kurzen Pause unterbrochene Aufführung eines nicht gerade geringe geistige Anteilnahme erfordern, freilich auch dramatisch packenden Werkes eine so lebhaft Aufmerksamkeit findet, ist gewiss die deutlichste Widerlegung der von geistesträgen Theaterleitern immer wieder hergeplapperten Phrase von den Wünschen des Publikums nach seichtester Unterhaltungsdramatik. In diesem Sinne ist es sogar zu begrüssen, dass der Düsseldorfer Regisseur Gustav Lindemann bei der Kürzung des übermässigen Umfanges des - trotz aller Einwände, die man gegen Einzelheiten erheben mag - einzigartig herrlichen Werkes verhältnismässig sparsam vorgegangen ist. Wohl war auch diese Inszenierung - bei diesem Riesenwerke fast selbstverständlich - nicht in allen Teilen gleich geglückt, aber der Gesamteindruck wird doch hunderte von Eintagstheatereindrücken überdauern. Solche nachhaltigen Eindrücke wird man in der kommenden Aera Ulbrich-Johst

im Staatstheater kaum noch erwarten dürfen. Zunächst einmal hat man den eigentlich noch bis zum Sommer 1934 laufenden Regievertrag mit Leopold Jessner vorzeitig gelöst. Jessner ist nämlich nicht nur Sozialist, sondern oebendrein ein überragender Künstler. Und der ist natürlich für den gegenwärtigen Kurs der preussischen Kulturpolitik nicht zu gebrauchen.

Das Wunder, das nachdrücklich gerühmt zu werden verdient, war eine vom Deutschen Bühnenverein veranstaltete Studio=Aufführung. Lauter namenlose Darsteller, teils erwerbslose, teils junge Anfänger, führten ein Schauspiel "Komparserie" von Richard Duschinsky auf, das in seiner ersten Hälfte glänzend ist, in der zweiten allerdings leider auf die Tiefebene des Reissers entgleitet, aber auch da noch, zumal im Schlussbilde, Momente von eindringlichster Wirkung aufweist, die die starke dramatische Begabung des Verfassers bestätigen. Duschinsky, der seinen sozialkritischen Mut schon früher bewährt hat gibt hier einen tiefen, szenisch ungemein lebendigen Einblick in das aufreibende Dasein, die Berufshingabe und die Ausbeutung der Masse der unprominenten Schauspieler - ein Thema von bleibendem kulturgeschichtlichem Werte, das vom Verfasser mit genauester Sachkenntnis behandelt ist. Die Mitwirkenden hatten hier mehr oder weniger ihr eigenes Lebensschicksal zu gestalten, und sie taten das mit solcher Leidenschaft und Echtheit und erzielten unter der meisterhaften Regie von Wolfgang Hoffmann-Harnisch eine so prachtvoll geschlossene Ensemblewirkung, dass die Aufführung noch ein paar Wochen lang allabendlich im "Theater des Westens", einem der grössten Bühnenhäuser des verkrachten Rotter-Konzerns, wiederholt werden musste und im März in einem andern Berliner Theater fortgesetzt werden wird.

Leider ist auch von einem negativen Wunder zu berichten: der Uraufführung des Schauspiels "Die Sardinensfischer" von Elisabeth Castonier in der "Volksbühne". Ein armseliges französisches Fischerdorf am Fusse der Pyrenäen wird völlig beherrscht von "Monsieur", dem reichen Besitzer einer grossen Sardinenshandelsfirma, der nicht nur die gesamte Fischerbevölkerung und die Arbeiterinnen seines Betriebes brutal ausbeutet, sondern auch jede einzelne der Sardinenspackerinnen vergewaltigt und später nach der Niederkunft mit einer lächerlich geringen Abfindung fortstösst. Angèle Dufour, die das gleiche Schicksal erlitten hat, beschliesst, sich und ihre Schicksalsgenossinnen zu rächen, nachdem sie am Meeresstrande ein Kind zur Welt gebracht hat, das gleich nach der Geburt stirbt. Sie geht in die benachbarte Stadt und will dort viel Geld verdienen, um in ihrem Heimatdorf eine Konkurrenzfirma des Sardinenshandels eröffnen und dadurch "Monsieur" geschäftlich ruinieren zu können. Das glückt ihr auch erstaunlich schnell und leicht. Sie findet eine Anstellung bei einem reichen alten Herrn und beerbt ihn nach seinem Tode. Bei ihrer Heimkehr in ihr Heimatdorf erfährt sie, dass inzwischen auch ihre jüngere Schwester Juliette ein Kind von "Monsieur" erwartet. Da geht sie in die Sardinenspackerei und lässt sich dazu hinreissen, "Monsieur" mit einer Eisenstange zu erschlagen. Dann lässt sie sich bei ihrem geliebten Jugendfreunde verhaften. Jede Szene dieses Stückes mutet an wie dramatisierte Groschenheftliteratur. Diesen Eindruck vermag auch die gewohnt vorzügliche Darstellung nicht zu mildern. Wir sind in dieser Spielzeit von der "Volksbühne" im allgemeinen an so hohe Ansprüche gewöhnt worden, dass wir hoffen, diesen künstlerischen Misserfolg nach der für den nächsten Monat angekündigten Aufführung von Shakespeares Lustspiel "Viel Lärm ums Nichts" recht gründlich vergessen zu können.

Ein amüsanter, stofflich aktuelles Lustspiel "Achtung! Frisch gestrichen!" des Franzosen René Fauchois lernten wir im "Komödienhause" kennen. Hier geht es um das eigentlich tragische Schicksal eines zu Lebzeiten verkannten und verkommenen Malers, dessen Bilder einige Jahre nach seinem Tode als ganz grosse Kunstwerke gewürdigt und auch materiell bewertet werden. Die Entdeckung einiger nachgelassener Werke des Künstlers bei einem banausischen Landarzt, wo die treue Hausangestellte die bemalten Leinwände des dort gestorbenen Malers vor

der Vernichtung gerettet hat, ergibt eine Reihe sehr erheiternder Situationen. Hinzu kommen einige kecke satirische Streiflichter auf die Welt der Bild=fälscher, Kunstkritiker und Kunsthändler. Leider hat der Verfasser keine ernsthafte Komödie mit stärkerer humoristischer Durchschlagskraft geschrieben, sondern sich grossenteils mit schwankhaften Wirkungen begnügt. Aber auch so kommen der tiefere Gehalt und die drastische Komik seiner Darstellung gut zur Geltung, zumal bei einer so abgerundeten, von Victor Barnowsky geleiteten Aufführung, an der so hervorragende Gestalter wie Rosa Valetti und Eugen Klöpfer beteiligt sind.

Bz.

-----  
SPD. Freudiges Ereignis.<sup>x</sup> Eins der berühmtesten Improptus der englische Theatergeschichte wird in der Chronik des Haymarket-Theaters erzählt. Das Publikum hatte schon eine halbe Stunde vergeblich auf den Beginn des Stückes gewartet und fing an, Zeichen der Ungeduld von sich zu geben. Da trat schweissbedeckt und mit schmutzigen Schuhen der Schauspieler Emery vor den Vorhang, verbeugte sich und sagte: "Meine Damen und Herren! Dies ist das erstemal in meinem Leben, dass ich mein Publikum um Entschuldigung bitten muss. Meine Frau ist vor einer Stunde sehr krank geworden, und ich musste einen Doktor holen".

Während der Aufführung hatte ein Mitspieler Emery zu fragen: "Haben Sie eine Frau?"

"Ja", war Emery Antwort.

"Kinder?"

Anstatt nun, wie vorgeschrieben "ja" zu antworten, sagte Emery leise:

"Heute Morgen hatte ich zwei - jetzt habe ich drei."

Das Publikum verstand und überschüttete den glücklichen Vater mit Beifall

-----  
SPD. Kleiner Unglücksfall.<sup>x</sup> Der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, Taft, war ungeheuer dick. Eines Tages war er in einem Landhaus eingeladen. Als er sich Nachts ins Bett legte, erklang ein donnerähnliches Getöse, Das Bettgestell war unter der Körperfülle des Staatsoberhauptes zusammengekracht. Der Gastgeber pochte an die Tür: "Hallo, was ist los?"

"Nichts", erwiderte Taft, "nur wenn Sie mich morgen nicht finden können, suchen Sie mal im Keller nach!"

-----  
SPD. Das ist Amerika!<sup>x</sup> "In unsrer Autofabrik setzen wir eine Maschine in sechs Minuten zusammen".

"Das ist noch garnichts. In unsrer Autofabrik werfen wir die einzelnen Teile in einen besonderen Apparat, und fünf Minuten später kommt das Auto am andern Ende fix und fertig heraus, mit allen Zubehörteilen, einschliesslich des Zahlungsbefehls für den Käufer."

-----  
Sagt, ist noch ein Land ausser Deutschland, wo man die Nase eher rümpfen lernt als putzen?

Lichtenberg.

-----

# Die sozialistische Frau

F R A U E N B E I L A G E D E S S P D

Nr. 17.

Berlin, den 27. Februar 1933.

## Gute Söhne - gute Ehemänner?<sup>x</sup>

SPD. Wie oft kann man hören: "Der X.Y. ist so ein guter Sohn; keinen Moment lässt er die Mutter aus den Augen. Das muss mal ein guter Ehemann werden." Die meisten Menschen sind so gedankenlos, dass es ihnen gar nicht auffällt, wenn gerade diese Männer, die sich durch eine übertriebene Sorge um die Mutter auszeichnen, älter und älter werden und gar keine Anstalten machen, sich zu verheiraten. Manche von ihnen tun es schliesslich doch, aber erst, wenn die Mutter selbst darauf drängt, oder wenn sie sich nach dem Tode der Mutter vereinsamt fühlen.

Also an der landläufigen Redensart "Gute Söhne - gute Ehemänner" stimmt etwas nicht. Wenigstens, wenn der Sohn es gar zu gut meint mit der Mutter, wenn er ihr sozusagen noch immer an der Schürze hängt, haben wir allen Grund zum Misstrauen. Entschliessen sich solche Männer doch endlich zur Heirat, so geht es oft nicht gut aus. So manche Frau, die einen "guten Sohn" geheiratet hat, könnte ein Lied singen von den stillen Leiden ihrer verpfuschten Ehe; aber man verträgt sich schliesslich, und der meist sanfte Mann ist für diese oder jene Art der Eingewöhnung auch kein grosses Hindernis. Nur eins hat er nie gekonnt: Mit Frauen umzugehen. Und daran ist das Glück seiner Frau allmählich in langsamer Qual zugrunde gegangen.

Wie kommt es, dass gerade sogenannte "gute Söhne" so schlechte Ehemänner sind? Die Erklärung finden wir in einem seelischen Entwicklungsstadium, den erst die Psychoanalyse aufgedeckt hat, und dessen Erkenntnis inzwischen wenigstens in den Grundzügen auch in das allgemeine psychologische Wissen eingedrungen ist, soweit es von der Tiefenpsychologie auch nur ein bisschen gelernt hat. Die Menschen, die von diesen Entdeckungen der Tiefenpsychologie zum ersten Mal hören, packt meist ein ungläubiges Entsetzen, und doch gibt es einen geistigen Zugang zu diesen Dingen, der uns die Gedankenwelt der Psychoanalyse sofort bedeutend verständlicher macht. Diese Brücke ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Nach diesem Gesetz geht keine Kraft verloren; jede irgendwo zutage tretende Energie ist von Anbeginn der Welt bereits da gewesen, und nur die Formen der Energie können sich wandeln. Wendet man diesen Gedanken auf die seelische Energie des Menschen an, so stösst man auf eine sehr interessante Frage: Wie ist es möglich, dass in der Reifezeit (Pubertät) eine so starke seelische Energie wie der Sexualtrieb entsteht, von dem man vorher noch nichts bemerkt hat? Man hat diese Frage damit beantwortet, dass während der Pubertätszeit der Sexualstoffwechsel ein anderer wird; die Drüsen mit innerer Sekretion beginnen intensiver zu arbeiten; namentlich die Geschlechtsdrüse erwacht zu tätigem Leben. Aber die von der Pubertät an infolge der Drüsentätigkeit auf die Sexualität eingesetzte Energie kann doch nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft nur umgewandelt sein. Es ist doch unmöglich, dass in der Pubertät eine völlig neue Energie im Menschen entsteht, die vorher einfach nicht da gewesen wäre! Man musste doch diesen Umwandlungsprozess erforschen, den die seelische Lebensenergie, aus der später der Sexualtrieb gespeist wird, in der Kindheit des Menschen durchgemacht hat. Dies ist geschehen in der psychoanalytischen Trieblehre.

Die seelische Lebensenergie des Menschen macht also, ehe ihr Hauptstrom

in die reife Sexualität des Erwachsenen einmündet, eine höchst komplizierte Entwicklung durch. Die Quellen ihres körperlichen Luststrebens, d.h. die besonders reizempfindlichen Zonen der Hautoberfläche, verändern sich; die Ziele, d.h. die Art der Triebbefriedigung, ändern sich ebenfalls, und schliesslich ändern sich auch die Objekte, an denen diese Lebensenergie befriedigt wird. Nachdem die ersten Objekte, die Mutterbrust und das eigene Ich, im wesentlichen überwunden sind, wendet sich das kindliche Liebesstreben immer mehr den Eltern und Pflegepersonen zu, und etwa während des 3. bis 5. Lebensjahres gehört es diesen ziemlich unumschränkt. Dabei zeichnet sich insofern der Geschlechtsunterschied der Kinder bereits psychologisch ab, als die Knaben sich mehr zur Mutter, die Mädchen mehr zum Vater hingezogen fühlen. Das geht freilich nicht ohne Eifersuchts- und Hassgefühle gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil ab. Diese Gefühle werden jedoch, wie die ganze kindliche LiebesEinstellung zu den Eltern und Pflegepersonen überhaupt, mit der Zeit ins Unbewusste verdrängt und so überwunden.

Aber nur, wenn der Knabe sich von der Mutter, das Mädchen sich vom Vater löst, ist der Weg frei, der (nach vielen und verschlungenen Pfaden des Unbewussten) in der Pubertätszeit zur seelisch reifen Geschlechtsliebe des Erwachsenen führen kann. Jene "guten Söhne" aber, wie ich sie oben schilderte, sind gar nicht "gut" im Sinne einer besonders hochstehenden Moral, sondern sie hängen noch am Schürzenbunde der Mutter; sie haben sich noch immer nicht aus den unbewussten seelischen Banden ihrer ersten Kindheit gelöst. Und gerade deswegen können sie keine guten Gatten sein, weil sie ja nicht die ausgereifte Sexualität des Erwachsenen seelisch erleben können. (Oftmals geht das sogar so weit, dass selbst das körperliche Sexualvermögen sie im Stiche lässt.)

Nun darf man aber nicht annehmen, dass etwa die ausgesprochen "schlechten Söhne", die, roh und zänkisch, sich niemals mit der Mutter vertragen oder gar in offener Feindschaft mit der Mutter leben und stets nur gehässig von ihr sprechen, die besseren Ehemänner seien. In der Tiefenpsychologie ist der Unterschied zwischen den Extremen niemals so gross, wie es nach aussen hin scheint. Und was hier so aussieht wie eine allzu gründliche Ablösung, ist in Wahrheit nichts anderes als - dieselbe Bindung an die Mutter, die, eben weil ihre erfolgreiche Verdrängung nicht gelungen ist, nun vom Bewusstsein mit Feindschaft zu überdecken versucht wird. Natürlich ist sich so ein Mann der triebhaften Ursachen seiner Feindschaft gegen die Mutter fast niemals bewusst.

Wer also einen guten Ehemann haben will, der achte darauf, dass der Mann in seinem Verhältnis zur Mutter weder als ein übermässig "guter Sohn" noch als ein roher Gegner erscheint, sondern als ein sachlich gerechter, selbständiger Mensch, der bei aller Kritik und allem Abstand zu den Eltern ihnen ein Gefühl liebevoller Dankbarkeit bewahrt.

Ewald Bohm.

-----  
Rahel Varnhagen.<sup>x</sup>  
-----

(Zu ihrem 100. Todestage am 7. März.)

SPD. Kurz nach Rahel Varnhagens Tode schrieb Heinrich Heine an den Witwer (28. März 1833): "Ach, lieber Varnhagen, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römischen Worte: Leben ist Kriegführen. So stehe ich nun auf der Bresche und sehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unsre Freundin hat immer wacker gestritten, und hat wohl einen Lorbeer verdient. Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben - ach! wir armen Menschen, mit Tränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld, diese Erde!"

Ja, sie hat immer wacker gestritten, die liebe, gute kleine Frau mit der grossen Seele, wie derselbe Heine sie einmal nannte, gestritten für Mensch-

lichkeit, Recht und Freiheit. Sie war eine Frau von ausserordentlichem Geist und dabei herzensgut. "Es hat nie ein Wesen wie sie gegeben", urteilte der ehrliche Chamisso.

+ + +  
Rahel, geboren am 19. Mai 1771 in Berlin als Tochter des jüdischen Geschäftsmannes Levin Markus, zeigte schon früh eine seltene Begabung. Sie war verhältnismässig klein und nicht gerade schön, hatte aber wundervolle Augen und eine sanfte, melodische Stimme. Mit 25 Jahren lernte sie den etwas jüngeren Grafen von Finkenstein kennen, einen schwachen, haltlosen Menschen, der nicht den Mut hatte, sie gegen seine adelsstolze Verwandtschaft zu verteidigen. Später fasste sie eine innige Neigung zu dem spanischen Diplomaten Raphael Urquijo. Doch auch dieser Mann, äusserlich korrekt, aber von wenig vornehmer Gesinnung, war ihrer nicht wert. 1808 trat ihr Varnhagen von Ense näher, der bekannte Diplomat und Schriftsteller. Im September 1814 gingen beide die Ehe ein. Mit ihm war sie auf dem Wiener Kongress, mit ihm in Frankfurt am Main, mit ihm in Karlsruhe, wo er von 1816 an preussischer Gesandter war. Als man ihn 1819 von Karlsruhe abberief, siedelte er mit seiner Gattin nach Berlin über.

Rahels "Salon", schon 1789 berühmt, sah in späteren Jahren alle Geister, die irgendwie von Bedeutung waren: Wilhelm von Humboldt, Fichte, Heinrich von Kleist, Chamisso, Heinrich Heine, Schleiermacher u.a.

Viele Jahre leidend, starb Rahel am 7. März 1833. Ihr Briefwechsel mit Varnhagen, der 1874 bis 1875 herausgegeben wurde, beweist auf jeder Seite, wie innig das Verhältnis zwischen den beiden Gatten gewesen ist. Zugleich bietet er eine Fülle von Zeugnissen für Rahels überragende Begabung.

+ + +  
Es ist sehr schwer, diese Frau zu charakterisieren. Ueber Versuche ist man bis jetzt nicht hinausgekommen. Nur wer sie ganz kennt, kann ihren Wert ermessen. Es gibt ein schönes Symbol: eine Hand, die ein Herz darreicht. So war Rahel. Sie öffnete jedem Würdigen ihr grosses, für alles Gute empfängliches Herz. Sie war ein tiefer, durch Leiden gereifter Mensch. Kein Verstandesmensch wie man vielfach glaubt. Weder Rationalistin noch Romantikerin darf man sie nennen. Sie war in ihrem Fühlen und Denken ganz modern. Eine unverschämte Lüge ist es, sie habe ihr Vaterland nicht geliebt. Freilich hatte sie für den Nationalismus nichts übrig, und gegen den Krieg fand sie glühende Worte. Wie die meisten bedeutenden Menschen war sie durch und durch revolutionär. An einer starren Gesellschaftsordnung lag ihr nichts.

Gern zitierte sie Mirabeaus Wort: "Die Völker existieren trotz ihren Regierungen", d.h. im Volke steckt eine Kraft, die selbst die schlechtesten Machthaber nicht vernichten können. Sie liebte die Werktätigen und hat diese Liebe oft und oft unumwunden bekannt, bekannt selbst vor Fürsten. Sie hatte nämlich nur vor der geistigen Persönlichkeit Respekt.

Die Nationalisten aller Grade haben ihr alles Mögliche nachgesagt. Sie habe "zersetzend" gewirkt, sie habe den jüdischen Liberalismus geschaffen, sie habe über die Ehe gespottet. Nun, diese Dummheiten und Lügen werden heute von keinem Einsichtigen mehr ernst genommen. Und wer sich die Mühe nimmt, ihre Briefe zu lesen, der wird für ihre Verkleinerer nur eine Gebärde der Verachtung haben.

Sie war eine der ersten Frauen, die sozial dachten, und zwar nicht nur aus einem mitleidigen Gefühl heraus, sondern aus der Erkenntnis, dass der Mensch berufen ist, die himmelschreienden Ungerechtigkeiten zu beseitigen, die Welt, wie Karl Marx einmal gesagt hat, endlich zu verändern. Daher ihr Hass auf die Diplomaten, die über die Völker hinweg ihr frevelhaftes Spiel treiben.

Diese bedeutende Frau war die gütigste Freundin. Wie sie Heinrich von Kleist immer wieder aufgerichtet hatte, so tröstete sie den vom Leben enttäuschten

ten Heine und flösste ihm Mut und Zuversicht ein. Grosssprecher und Charlatane duldeten sie nicht in ihrem Hause: wer etwas gelten wollte bei ihr, der musste sich als lauterer Mensch erweisen.

+  
+  
+  
Klarer Verstand, Humanität und ein glühender Drang nach Freiheit zeichneten diese Frau aus - alles Eigenschaften, die heute niedrig im Kurse stehen. In Zeiten geistigen Rückschritts hat man für solche Persönlichkeiten nichts übrig. Desto mehr ist es Pflicht aller derer, die sich frei halten vom Schwindelgeiste der Zeit, laut zu bekennen, dass diese Vorkämpferin wahrer Kultur und Gesittung, diese Feindin des Krieges, diese Fürsprecherin aller Unterdrückten zu den Gestalten der Geschichte gehört, denen sie huldigen, und deren Geist sie ständig umschwebt.

Karl Quenzel.

-----  
50 Jahre Linoleum.<sup>x</sup>  
-----

SPD. Was wissen Sie vom Linoleum? Tausende von Treppenstufen sind mit ihm belegt. Der Linoleumteppich erfreut sich ebenso wie die Linoleummatte grosser Beliebtheit. Zuweilen findet man ganze Zimmer mit Linoleum ausgelegt. Auch als Wandbekleidung hat es Verwendung gefunden. Es ist ein geradezu idealer Baustoff. Es gewährt einen hervorragenden Wärmeschutz, ist schallsicher und hygienisch. Wir haben uns so an das Linoleum gewöhnt, dass wir sein Dasein als selbstverständlich, fast naturgegeben empfinden. Aber es handelt sich doch um einen verhältnismässig jungen Werkstoff. Die Linoleumherstellung ist erst rund 50 Jahre alt. Ihr Erfinder, der Engländer Walton, hatte damals einen ganz grossen Treffer gemacht. Ursprünglich wollte er einen Korkbelag mit Hilfe von Kautschuk als Bindemittel herstellen. Aber Kautschuk war zu teuer. Walton musste sich daher nach einem geeigneten billigeren Ersatzstoff umsehen. In der Farbenindustrie machte man seit langem Firnis, wobei Leinöl durch Oxydation allmählich eindickt. Hier zeigte sich ein gangbarer Weg. Diese Ueberlegung im Verein mit unerhörter Geduld brachte den Erfolg. Und bis zum heutigen Tage ist das alte, langwierige Verfahren bei den guten Linoleumsorten durch kein andres ersetzt worden. Es hat nämlich einen Nachteil, der in der Zeit der jagenden Hast, des restlosen Tempos, als unangenehm empfunden wird: Es dauert zu lange. Vier bis fünf Monate vergehen, bevor gutes Linoleum gebrauchsfertig wird. In dieser Zeit muss das Betriebskapital, müssen die Anlagen usw. verzinst werden. Das ist natürlich auf den Preis des fertigen Erzeugnisses von grossem Einfluss.

Der Name Lin-Oleum sagt dem Sprachkenner schon, dass es sich hier um ein Erzeugnis handeln muss, bei dem Leinöl in starkem Masse verwendet wird. Mit der Oxydation von Leinöl beginnt der Herstellungsprozess. In grossen Oxydierhäusern, die mit Glaswänden versehen sind, um dem Lichte den Eintritt zu ermöglichen, das das Eindicken des Leinöls erheblich unterstützt, wird das Oel in "Linnoxyn" verwandelt. Es fliesst in einen Trog, in dem ein Rahmen gespannt ist. In dem Rahmen ist baumwollenes Gewebe von etwa 66 Meter Länge in einzelnen Lagen befestigt. Alle 24 Stunden wird dieser Rahmen in den Trog getaucht. Dann lässt man das überflüssige Oel ablaufen, bis sich im Laufe von 4 bis 5 Monaten die erstrebte Linnoxynschicht bildet. In diesen Häusern herrscht ständig eine Tropentemperatur von dreissig Grad, wodurch der Eindickungsprozess erheblich unterstützt wird. Das gewonnene Erzeugnis wird schliesslich samt dem feinen Gewebe zerkleinert, um als Deckmasse für das Enderzeugnis zu dienen. Zu diesem Zwecke wird es mit fein gemahlenem Kork vermischt, ferner mit Kolophonium und Pflanzenfasern versetzt. Dieser Mischung wird dann noch die gewünschte Farbe hinzugefügt. Das neue Gemisch wandert nun in Pfannen, die mit Dampf geheizt sind, und wird dort zusammengeschmolzen. Schliesslich wird es

in dampfgeheizten Zylindern von einem Rührwerk gründlich durchgeknetet. Diese Masse wird dann mit Hilfe von Walzen, die ebenfalls durch Dampf geheizt werden, auf ein festes, grobes Gewebe aufgepresst. Nun muss das so entstandene Linoleum noch in besonderen Trockenhäusern bei einer Wärme von 30 bis 35 Grad unter ständigem Luftwechsel trocknen. Jetzt kann man die Linoleumteppiche oder -läufer zusammenrollen und auf den Markt bringen.

Bei geringeren Linoleumsorten wird ein schneller wirkendes Verfahren angewendet, das der Diplom-Ingenieur H. von Renesse ausgearbeitet hat. Hierbei wird das Leinöl gekocht, gleichzeitig aber heisse Luft in die kochende Masse geblasen, die Oxydationsstoffe wie Bleiglätte, Chlorkalk usw. mitreisst und so die Eindickung beschleunigt. Es gelingt zwar dadurch, den langwierigen Vorgang des Eindickens in 15 bis 18 Stunden durchzuführen, leider aber auf Kosten der Güte des Erzeugnisses. Alle andern Versuche, z.B. mit Hilfe von Elektrizität, Ozon und Ultraviolettlcht eine erstklassige Linoxydmasse zu erhalten, sind bisher gescheitert. Wer hier ein brauchbares Verfahren findet, könnte die ganze Linoleumindustrie auf eine neue Grundlage stellen. Wohin wir in der Welt auch blicken, gibt es Probleme und Aufgaben zu lösen. Und auf vielen Teilgebieten der Technik, nicht nur auf dem der Linoleumherstellung, gibt es Fragen, deren Beantwortung bis heute trotz heissesten Bemühens noch nicht gelungen ist

W.M.

-----  
Das Eichhörnchen.<sup>x</sup>  
-----

SPD. Ich stand bei meinem Freunde vor der Voliere, in der zwei Eichhörnchen herumturtelten. Das eine der munteren Tierchen war tiefschwarz; nur die Zehen und ein Fleck auf der Stirn zeigten eine rotbraune Färbung. Ich bewunderte gebührend den schwarzen Tänzer. "Du willst dir wohl eine Eichhörnchenfarm zulegen!" scherzte ich.

"Das rote habe ich im Walde gefunden, als es noch ein Baby war. Das andere ist mir von einem Verbrecher geschenkt worden." Und auf meinen fragenderstaunten Blick erzählte er: "Es war im vorigen Frühjahr. Ich war allein im Hause; Frau und Kind weilten bei den Eltern. Da wurde ich Nachts von einem Geräusch im Nebenzimmer wach. Ich lauschte. Kein Zweifel, da tappte ein Mensch hin und her. Nach Ueberwindung des ersten Schreckens stand ich leise auf, nahm den Revolver, der stets griffbereit auf dem Nachttische lag, in die eine und die elektrische Taschenlampe in die andre Hand, stiess mit einem Ruck die Tür zum Wohnzimmer auf und sah im Scheine der Lampe den Einbrecher vor dem Kamin stehen. Erschrocken wandte er sich um. Angst flackerte in seinen Augen. Er hielt noch das Kästchen in der Hand, das auf dem warmen Marmor gestanden. Ich drehte das Licht an. "Lassen Sie mich laufen!" bat er. "Ja, glaubten Sie denn," unterbrach ich ihn, "bei einem deutschen Schriftsteller Reichthümer ergattern zu können. Suchen Sie....und dann halbart.....! Oder gedachten Sie sich an dem kleinen Tierchen in Ihrer Hand schadlos zu halten, das ich heute Mittag erst aufgelesen?" In dem Kästchen befand sich nämlich das rote Eichhörnchen, hilflos mit noch geschlossenen Augen. Ich hatte ihm vergeblich Milch einzuflössen versucht und hatte es zur Nacht, sorglich in Watte verpackt, auf den warmen Kamin gestellt. In der Frühe des kommenden Tages gedachte ich es dem Förster zu bringen, da es bei mir sicherlich eingehen würde.

Und da kam mir plötzlich ein glücklicher Gedanke..... Wenn es mir gelänge, den Einbrecher hinzuhalten und inzwischen die Kriminalpolizei herbeizurufen!

"Kennen Sie sich mit solchen Tierchen aus?" fragte ich versuchend. "Es hat von mir noch nichts angenommen." Der Verbrecher sah mich seltsam an. Die Angst wich aus seinen Augen. "Ich mein' schon. Hab' auch mal so ein Kleines aufgezogen, ein schwarzes. Hab's noch zu Hause."

"Na...., und wie?" fragte ich.

"Sie lassen mich dann laufen, wenn ich es Ihnen zeige?"

"Als Dank für Ihren nächtlichen Besuch! Wollen sehen!" wick ich aus. Das Wort mochte er deuten, wie Hoffnung und Wünsche es zurechtlegten.

"Dann holen Sie warme, verdünnte Milch und ein Stückchen Leinwand!"

Ich zögerte, lächelte: "Und Sie!..."

"Ich bleibe hier! Schliessen Sie das Zimmer ab!"

Das tat ich, kleidete mich zunächst notdürftig an und ging dann eilends in mein am Ende des Korridors gelegenes Arbeitszimmer. Hastig telefonierte ich an die Kriminalpolizei. Dann erst began ich mich in die Küche, erwärmte etwas Milch und kehrte mir ihr und einem Tüchlein ins Wohnzimmer zurück. "Also hier ist, was Sie wünschen!"

Der Einbrecher begann jetzt abmachungsgemäss mit seiner praktischen Unterweisung. "Öffnen Sie dem Tierchen durch seitlichen Druck auf die Kiefer vorsichtig das Mäulchen....Und hier," er reichte mir das Tuch, dessen Spitze er in die warme Milch getaucht, "tun Sie vorsichtig das Tröpflein hinein...."

Aber ich war ein schlechter Schüler. Das Tröpflein geriet dem unruhigen Tier auf die Nase. Es prustete und nieste. Ein zweiter Versuch geriet wohl besser, aber die Milch verblieb im Mäulchen und wurde wieder ausgespuckt. "So geht das nicht," tadelte mein Lehrer. "Sie recken dem Tierchen den Kopf zu hoch dass es nicht schlucken kann. Wollen Sie es mir mal geben!" Und er nahm es in seine breite Hand, darin es sich bald rund zusammenkuschelte. - "Ach, du klein Kätzchen", streichelte er es, als habe er ein Kindlein vor sich, "hast Hunger....wart....." - Und er wandte es durch eine einfache Fingerbewegung auf den Rücken, als liege es unter seiner Mutter, drehte in dem Tuche ein kleines Knötlein wie eine Zitze und hielt sie dem Baby ans Mäulchen, zwängte sie vorsichtig zwischen die rosigen kleinen Lippen.... Und siehe da, das Tierchen machte Saugbewegungen. "Sehen Sie, sehen Sie," freute er sich, "wie es trinkt!.... Ja, wart nur, klein Mäuschen,.... Sie, Herr, geben Sie jetzt vorsichtig etwas Milch auf das Tuch! Die sickert dann schon nach unten!"

So sassen wir, Kopf an Kopf über das trinkende Tierchen gebeugt, der Verbrecher und ich. Meine Waffe lag längst irgendwo auf dem Tische. Sassen wie zwei gute Freunde und vergnügten uns an unserm kleinen Zögling.

Plötzlich wurde ich mir der seltsamen Situation bewusst. Das war doch zum Lachen! Sass ich da mit einem Kerl in traulicher Intimität zusammen - unsere Kniee berührten sich sogar; unmerklich rückte ich etwas ab -, mit einem Kerl, sage ich, der doch ein ganz gewöhnlicher Verbrecher war! Wirklich,...nein, doch wohl nicht! Der da vor mir sass und das hilflose Tierchen liebte und fütterte, war kein Verbrecher mit hemmungslosen Instinkten, der wie ein Raubtier in fremde Hürden einbrach und stahl und raubte. Fast bereute ich, die Polizei benachrichtigt zu haben. Ich hätte ich doch laufen lassen sollen.

Da schellte es.... Der Einbrecher fuhr auf. Legte das Eichkätzchen zurück Sah mich entgeistert an. "Die Polizei!" rief er. "Sie haben nicht Wort gehalten!" Seine grossen, angstvollen Augen klagten mich an. Ziehen mich des schimpflichen Wortbruchs. Ich stand betroffen. In Scham. Nackt und bloss lag meine Zwiespältigkeit. - "Aber, lieber Freund," redete ich mir selbst zu, "du befandest dich doch in Notwehr und einem Verbrecher gegenüber."

"So," kam die Antwort, "Verbrecher!?".... Ich hatte schon längst am Verbrechertum dieses Menschen gezweifelt, den wer weiss welche Schicksalskräfte in mein Zimmer getrieben... Sind wir nicht allzumal Sünder!... Ein Gradunterschied trennte mich vielleicht nur von meinem nächtlichen Unglücksgenossen.

Es schellte abermals.... "Da, kriechen Sie unter das Bett," gebot ich, in schnellem Entschluss und öffnete die Nebentür. Dann eilte ich hinunter. Schloss die Haustür auf. "Verzeihen Sie," begrüßte ich die beiden Beamten, "dass ich Sie warten liess! Ich hatte mich inzwischen wieder hingelegt und muss wohl eingedämmert sein. Der Einbrecher ist mir nämlich in der kurzen Zeit, da ich telefonierte, entwischt."